

6. STAR-NUTZUNGEN

„Was gäbe das her, wenn ich mich entschliesse, dich als Kraft zu definieren und nicht als Person? Und wenn ich selbst mich deiner Kraft als andere Kraft gegenüberstelle? Das ergäbe folgendes: mein Anderer wäre dann lediglich durch das Leiden oder die Lust definiert, die er mir schenkt.“⁵⁴³

In Kapitel 5 ist ein erster Blick auf den Star geworfen worden, der durch die Frage motiviert war, wie alltagspraktisch zwischen Stars und Nicht-Stars unterschieden wird. Dabei wurde die Relevanz medialer Star-Entwürfe ebenso beleuchtet wie Nutzer-Bezugnahmen auf den Star und die medialen Selbst-Darstellungen des Stars. Mit dem Abschied von der Vorstellung eines ontologisch-objektiven Star-Stimulus stellt sich nun die Frage, was Stars für Nutzer parasozial interessant macht und Star-Nutzer zu intensiven Ego-Beteiligungen in ihren Auseinandersetzungen mit Stars veranlasst, was also, kurz, Aktanten zu Stars werden lässt.

In Kapitel 6 soll nun gefragt werden, wann und wie mediale Star-Entwürfe Rezipienten kognitiv, moralisch und vor allem affektiv in Schwingung versetzen und wie die Voraussetzungen für kollektiv geteilte fortgesetzte Aufmerksamkeitsbindungen an und Attraktivitätsurteile über Stars geschaffen werden. Kapitel 6.1 bietet eine Einführung in Konzepte von Parasozialität ausgehend von Hortons und Wohls Konzeption von parasozialer Interaktion und Beziehung. Daran anschließend beschäftigen sich Kapitel 6.2 und 6.3 mit wertungsbetonten Star-Star-Nutzer-Relationierungen. Während Kapitel 6.2 den positiv bewerteten Star in Anlehnung an Bloch als transzendierenden Hoffnungsträger konzeptionalisiert, thematisiert Kapitel 6.3 negativ besetzte Star-Konzepte in ihrer Funktionalisierung als personifiziertes Selbst-Mahnmal. Kapitel 6.4 integriert Fans und Anti-Fans als wertungsfixierte Star-Nutzer und leitet über zu einer kurzen Zusammenfassung der vorangegangenen Teilkapitel sowie einer Kontextualisie-

543 Barthes (1988 [1977]: 219).

rung der Phänomene *Star-Nutzung* und *Populäre Kultur* in Kapitel 6.5.

6.1 PARASOZIALE STAR-NUTZUNGEN

„It's not the something extra that makes the star – it's the something that's missing.“⁵⁴⁴

Die Beziehungen von Medien-Nutzern zu ihnen ausschließlich aus den Medien bekannten Aktanten sind nicht erst neuerdings Thema wissenschaftlicher Beobachtung. Bereits 1956 beschäftigten sich Donald Horton und R. Richard Wohl in ihrem Aufsatz Massenkommunikation und parasoziale Interaktion mit „Beobachtungen zur Intimität über Distanz“⁵⁴⁵ und verwiesen damit schon im Untertitel auf das komplementäre Verhältnis von Nähe und Distanz, das auch heute noch einen prominenten Platz in Beschreibungen von Star-Star-Nutzer-Relationen einnimmt. Horton und Wohl beschreiben parasoziale Beziehungen als scheinbare Face-to-Face-Beziehungen zwischen Rezipienten und Performern, die analog zu den sozialen Beziehungen gewöhnlicher Primärgruppen strukturiert seien.⁵⁴⁶ Dabei unterstellen die Autoren den Medien eine manipulative Absicht, die darauf abziele, eine Illusion von Gegenseitigkeit und persönlicher Beziehung zu stärken, um eine vermeintlich medieninhärente Unpersönlichkeit zu kompensieren und so Rezipientenbindungen an Performer zu intensivieren.⁵⁴⁷

Zugleich gehen Horton und Wohl davon aus, dass auf Seiten des Publikums Beziehungsdefizite existieren, zu deren Ausgleich Rezipienten Medien nutzen.⁵⁴⁸ Grundsätzlich gilt für Horton und Wohl: „Die Voraussetzungen für eine Reaktion auf den Performer entsprechen denen in einer gewöhnlichen Primärgruppe.“⁵⁴⁹ Die Autoren elaborieren diese Kernthese für sogenannte *Personality-Sendungen*⁵⁵⁰, deren Performer (Quizmaster, Ansager, Interviewer) sie als *Personae*⁵⁵¹ be-

544 George Michael, zitiert nach Longhurst (²1996: 186-187).

545 Horton und Wohl (2002 [1956]: 74).

546 Vgl. ebd.: 74-75. Vgl. zu parasozialer Interaktion auch Gleich (1999: 152-155), Schenk (1987: 411-413), Visscher und Vorderer (1998: 454), Vorderer (Hrsg.) (1996) und Wulff (1996). Als Beispiele empirischer Analysen parasozialer Beziehungen vgl. für andere Gleich und Burst (1996), Götz (2002) und Vorderer und Knobloch (1996).

547 Vgl. Horton und Wohl (2002 [1956]: 85).

548 Ebd.: 90-98.

549 Horton und Wohl (2002 [1956]: 74).

550 Vgl. ebd.: 102.

551 Ebd.: 76. Vgl. auch Schramm/Hartmann/Klimmt (2002: 442-443) und Wulff (1996: 167-170).

zeichnen. Das Publikum ist der Persona sensu Horton und Wohl in illusorischer Intimität verbunden und übernimmt in den Interaktionen mit ihr idealiter eine zu der Persona komplementäre implizierte Antwortrolle, deren Funktion in der angemessenen Reaktion auf deren dargestellte Handlungen besteht. Vom Publikum wird mithin erwartet, dass es die durch die Sendung definierte Situation akzeptiert und so zum Gelingen der Illusion einer Intimität über Distanz beiträgt.⁵⁵²

Horton und Wohl selbst unterscheiden nicht konsequent zwischen *parasozialer Interaktion* und *parasozialer Beziehung* – eine Ungenauigkeit, die in nachfolgenden Auseinandersetzungen mit ihrer Konzeption zu einem zentralen Ansatzpunkt für Kritik wurde.⁵⁵³ Die Unterscheidungs-Ansätze Hortons und Wohls beschränken sich auf die vergleichsweise unkonkreten Aussagen: „Wir schlagen vor, diese scheinbare Face-to-Face-Beziehung zwischen Zuschauer und Performer eine *parasoziale Beziehung* zu nennen.“⁵⁵⁴ [Hervorhebung im Original, KK] vs. „Dieses Simulakrum eines wechselseitigen Gesprächs kann *parasoziale Interaktion* genannt werden.“⁵⁵⁵ [Hervorhebung im Original, KK] Dies impliziert für den Begriff der parasozialen Beziehung eher eine diachron relativ konstante Relationierung von Persona-Nutzer und Persona, die sich synchron in parasozialen Interaktionen als scheinbar wechselseitigen Gesprächen zwischen Nutzer und Persona konkretisiert.⁵⁵⁶ Diese Unterscheidung wird jedoch von Horton und Wohl selbst nicht explizit als solche gesetzt, ebenso wenig, wie von ihnen die Frage eines potentiellen Übergangs von parasozialer Interaktion zu parasozialer Beziehung angesprochen wird.

Parasoziale Interaktionen und Beziehungen sind in Anbetracht dieser terminologischen Wirrungen generell im Kontext *parasozialer Bezugnahmen* beschreibbar. Jede als solche beschriebene parasoziale Interaktion, Beziehung oder Kommunikationshandlung setzt analytisch eine mindestens kognitive Beschäftigung mit einem Star-Konzept voraus und damit eine Bezugnahme auf den parasozial fokussierten Star, die damit wiederum zur Grundlage aller anderen Formen parasozialer Interaktion, Kommunikation, Beziehung etc. wird. Parasoziale Bezugnahmen stehen dabei in konstitutivem Verhältnis zu Identität in ihren Unterscheidungen der Differenz *Ego/Star* (bzw. *Prominenter, Persona* etc.).

552 Vgl. Horton und Wohl (2002 [1956]: 82-83).

553 Vgl. für andere Schramm/Hartmann/Klimmt (2002: hier 437-441), die sowohl eine umfangreiche Synthese der Kritik an Horton und Wohl als auch einen Überblick über neuere empirische Ansätze zur Erforschung von Parasozialität vorlegen.

554 Horton und Wohl (2002 [1956]: 74).

555 Ebd.: 75.

556 Vgl. ähnlich auch Gleich (1999: 155).

Wenngleich sich Star-Identität notwendigerweise ebenfalls in ihren Unterscheidungen von Star-Nutzern und insbesondere Fans konturiert, benachteiligt parasoziale Reflexivität wie gesehen den Star gegenüber seinen Nutzern bezüglich der ihm als Basis erfolgreichen Meinens medial zur Verfügung gestellten Informationen. Während die Medien ausführlich über Stars berichten, bleiben, so ist zu unterstellen, *die* Nutzer bzw. Fans oder Anti-Fans für den Star eine vergleichsweise diffuse Größe, aus der in Partikular-Beobachtungen einzelne Individuen bzw. Nutzer-Kollektive (etwa Fanclubs) heraustreten, deren Handlungen in einer Art interpersonalem *Halo*-Effekt als Basis für Überattributionen auf eine unbekannte Nutzer-Grundgesamtheit eingesetzt werden. Dennoch können diese limitierten Reflexivierungen als Indiz dafür gewertet werden, dass die sensu Horton und Wohl durch den Performer dominierte Einseitigkeit parasozialer Interaktion so nicht bestätigt werden kann.⁵⁵⁷ Entsprechend konstatieren auch die Autoren selbst an anderer Stelle basale Reflexivitätsmechanismen zwischen Publikum und Performer:

„[H]äufig ist er [der Performer, KK] aber ein Gegenüber der Zuschauer, greift auf die Form der direkten Adressierung zurück und redet, als ob er sich mit ihnen im privaten und persönlichen Gespräch befände. Das Publikum reagiert demgegenüber nicht nur mit fortlaufender Beobachtung; vielmehr wird es sanft in die Handlung der Sendung und ihre inneren sozialen Beziehungen eingeführt und im Verlauf der Inszenierung auf mehrdeutige Weise in eine Gruppe verwandelt, die abwechselnd beobachtet und teilnimmt. Je mehr der Performer seine Performance an die unterstellte Reaktion des Publikums anpasst, desto mehr tendiert das Publikum dazu, die unterstellte Reaktion auszuführen.“⁵⁵⁸

Ego- und Alter-Konzepte von Stars und ihren Nutzern entstehen so in parasozial geprägten reflexiven Kontexten mit deren typischen Informations- und Bezugsgrundlagen.

Ausgehend von Horton und Wohl wird immer wieder darauf verwiesen, dass einer der maßgeblichen Vorteile von Parasozialität für den Nutzer in deren Risikolosigkeit bestehe.⁵⁵⁹ Diese Möglichkeit der gefahrlosen parasozialen Selbst-Versuche erscheint als weitgehend unhinterfragte Voraussetzung jeder weiteren Beschäftigung mit Parasozialität. Getreu einer Konzeption des Medien-Nutzers als *homo*

557 „Die Interaktion ist einseitig und nicht dialektisch; sie wird durch den Performer kontrolliert und ermöglicht keine wechselseitige Entwicklung.“ (Horton und Wohl 2002 [1956]: 75)

558 Ebd.: 74-75. Vgl. auch Wulff (1996: 164).

559 Vgl. Horton und Wohl (2002 [1956]: 75). Vgl. auch Götz (1997: 63), Vorderer und Knobloch (1996: 202-203) und Weyrauch (1997: 90).

*ludens*⁵⁶⁰ scheint außer Frage, dass Nutzer spielerisch parasozialisieren, wohingegen soziale von parasozialen Interaktionen und Beziehungen generell durch ein höheres Maß an Bedeutsamkeit, Engagement und Risiko geschieden werden. Macht man sich indes bewusst, wie stark Star-Nutzer und insbesondere Fans und Anti-Fans vor allem affektiv an parasozialen Prozessen beteiligt sein können, ist eine Relativierung der ‚*No risk, just fun*‘-These unvermeidlich.

Nutzt man vermeintliche Extrem-Belege negativer Klischees über den Fan als besessenes Individuum⁵⁶¹ als Argumentationsgrundlage, lässt sich zugespitzt formulieren: Parasozialität, wenn auch in pathologischer Ausprägung, ließ Mark David Chapman die Waffe auf John Lennon richten, John Hinckley, Jr., auf Ronald Reagan schießen und resultiert zumindest derart häufig in Folgesuiziden, dass für das Phänomen der Medien-Aktanten imitierenden Selbsttötung der Terminus *Werther-Effekt*⁵⁶² geprägt wurde.⁵⁶³ Im Gegensatz dazu beinhaltet Alltagshandeln eine Vielzahl von *Face-to-Face*-Kommunikations-Situationen, die vergleichsweise geringe affektive Beteiligung und kognitive Anstrengung mit sich bringen und dementsprechend identitätskonstruktiv alltäglich ‚untergehen‘⁵⁶⁴: Der morgendliche Gang zum Bäcker, das Grüßen des Nachbarn im Treppenhaus oder das Fragen eines Passanten nach der Uhrzeit sind zwar traditionell sozial *real*, zugleich aber identitätsstiftend relativ egal.

Spricht man im Zusammenhang mit sozialem Handeln und Kommunikation von einem Risiko für die beteiligten Aktanten, meint dies zunächst, dass soziales Handeln im Allgemeinen und Kommunikation im Speziellen stets die Gefahr bergen, das Individuum mit seinem Selbstbild unzufriedener als zuvor aus der Situation hervorgehen zu lassen. Alle benennbaren Risiken – Verlust von Ansehen, sozialen Kontakten, finanzielle Einbußen – können letztendlich der Beeinträchtigung eines positiven Selbst-Konzepts unter- bzw. beigeordnet werden. Setzt man voraus, dass sich Egos Einschätzung des Risikos für sein Selbst nur aus seinen eigenen Bedeutungsattributionen und Bewertungen der Situation ergeben kann, wird umso offensichtlicher,

560 Vgl. Huizinga (1991 [1938]).

561 Vgl. Jenson (²2001 [1992]: 9).

562 Vgl. zum *Werther-Effekt* Häfner (1991-1992), Hartmann (2001: 227), Jacke (1998: 18) und Müller-Thurau (1987: 19-20).

563 In den ersten beiden Fällen wurde die Grenze zwischen Parasozialität und Sozialität folgenreich überschritten. Meyrowitz (1990a [1985]: 244) spricht in diesem Zusammenhang von „parasoziale[m] Mord“.

564 Natürlich nur gesetzt den Fall, diese identitätskonstruktiv normaliter peripheren Kommunikations-Situationen verlaufen reibungslos, das heißt, in Übereinstimmung mit erwartungsstrukturierenden Handlungsscripts. Zu Handlungsscripts vgl. Zimbardo (⁶1995 [1974]: 364-366).

dass eine pauschale Hierarchisierung sozialer und parasozialer Bezugnahmen und Beziehungen nicht erfolgreich sein kann.

Mit seinem Konzept *affektiver Landkarten*⁵⁶⁵ (engl.: „*mattering maps*“⁵⁶⁶) bietet Grossberg eine metaphorische Form der Beschreibung der hierarchischen Organisation affektiver Investitionen, die Aktanten für bestimmte Erfahrungen, Handlungsweisen, Rollen und Bedeutungen aufwenden. Wie risikoreich Beziehungen, ob sozial oder parasozial, für das Individuum sind, hängt nach Grossbergs Entwurf wesentlich davon ab, welchen Stellenwert es ihnen innerhalb seiner *mattering maps* zuschreibt.⁵⁶⁷ Wird ein Star für einen Star-Nutzer zum zentral gewichteten parasozialen Akteur, verliert die vormals unter Umständen risikolose Bezugnahme auf den Star ihren Spielcharakter im Zuge erhöhter affektiver und kognitiver Investitionen und neu entstehender parasozialer Bindungen Egos an den Star. Die zuerst von Horton und Wohl angenommene Analogie zwischen parasozialen und sozialen Interaktionen und Beziehungen impliziert gleichsam, dass parasoziale Enttäuschungen sozialen Enttäuschungen durchaus nahe kommen können. Während sich die Autoren so einerseits auf die Risikolosigkeit parasozialer Beziehungen berufen, setzen sie diese andererseits analog nicht nur zu nicht medial vermittelten Beziehungen im Allgemeinen, sondern ausdrücklich zu Primärgruppen-Beziehungen, die entscheidend an Identitätsbildung und Sozialisation des Individuums beteiligt sind.⁵⁶⁸

Auch in parasozialen Bezugnahmen nähert sich der Medien- bzw. Star-Nutzer in Unterscheidungen der Differenz *Ego/Star* dem Star einerseits kognitiv assoziativ, während er diesen andererseits dissoziativ von seinem Selbst scheidet. Alle Formen parasozialer Bezugnahme konstituieren sich in bzw. als beobachterabhängige(n) Unterscheidungssetzungen eines parasozial Bezug nehmenden Aktanten als operativer Instanz, der folglich nicht sinnvoll aus Analysen parasozialer Prozesse entfernt werden kann.⁵⁶⁹ Obwohl die Beziehungen von Stars

565 Vgl. Grossberg (1999: 230-233).

566 Grossberg (²2001 [1992]: 57). Es ist hier auf die Bedeutungs-Diskrepanz von *affektiven Landkarten* und *mattering maps* (dtsh.: Bedeutungs-Landkarten) hinzuweisen, die in der deutschen Übersetzung zu einer weiterreichenden Affekt-Fokussierung innerhalb der Argumentation Grossbergs führt. Im Folgenden wird deshalb dem englischen Original-Begriff der Vorzug gegeben.

567 Grossberg (1999 und ²2001 [1992]) verwendet das Konzept der *mattering maps* als Metapher, weswegen mit Grossberg nicht davon auszugehen ist, dass *mattering maps* bewusstseinspflichtig oder -fähig im kognitiven System des Aktanten verzeichnet sind oder gar in bildhafter Form der Wahrnehmung durch einen Homunculus harren.

568 Vgl. Horton und Wohl (2002 [1956]: 74-75).

569 Über die Vergabe des Labels *Parasozialität* entscheidet indes der Beobachter zweiter Ordnung, so dass auch jene Bezugnahmen auf mediale Aktanten-Entwürfe als parasozial aufgefasst werden, deren

und Star-Nutzern im Starkult-Diskurs ein beliebtes Thema darstellen, erschöpfen sich die Analysen der Relation *Star-Star-Nutzer* bzw. *-Fan* überwiegend in quasi-räumlichen Beschreibungsparadigmen, namentlich dem formelhaft wiederkehrenden *Nähe-Distanz-Paradoxon*.

Stars, so der Tenor seit Horton und Wohl, zeichnen sich dadurch aus, dass sie trotz ihrer *Face-to-Face*-Unerreichbarkeit eine spezifische Nähe suggerieren, die zur Aufrechterhaltung ihrer Illusion gerade der *realen* Ferne bedarf. Für das Publikum habe der Star allein kraft seiner medialen Darstellung ein Moment des Unnahbaren und Unerreichbaren inne, das mangels *Face-to-Face*-Kontakten zwischen ihm und seinen Nutzern generell unüberwindbar bleibe. Andererseits könnten parasoziale Beziehungen und somit auch Stars nur entstehen, wenn die Kluft zwischen – im Horton und Wohlschen Duktus – Performer und Publikum partiell imaginär überbrückt werden könne, wenn also trotz der wahrgenommenen Außeralltäglichkeit des Stars an ihm menschliche Eigenschaften und damit Ansatzpunkte für Vergleichsprozesse mit seinen Nutzern auszumachen seien.⁵⁷⁰ Diese dialektische Spannung zwischen Nähe und Distanz beschreibt beispielsweise Jens Thiele als „unerreichbare Nähe“⁵⁷¹, Horton und Wohl wie gesehen als „Intimität über Distanz“. Es herrscht weiter weitgehend Einigkeit darüber, dass parasoziale Nah-Fern-Beziehungen in ihrer heutigen Form erst durch die Entstehung der Medien ermöglicht wurden, womit Medialität zur Funktionsbasis von Starkult erklärt wird.⁵⁷²

In Starkult-Betrachtungen ist gerne von der Außeralltäglichkeit und Außergewöhnlichkeit des Stars die Rede, die in Relation zu der ihn umgebenden Nicht-Star-Umwelt konturiert werden.⁵⁷³ Trügerisch an dieser Beschreibungsvariante ebenso wie an dem Verweis auf ein wie auch immer geartetes Nähe-Distanz-Paradoxon ist indes die quasi-ontologische Verabsolutierung, die in Richtung eines starimmanenten Stimulus zurückzuweisen scheint, von dem hier bereits in Kapitel 5.5 Abstand genommen worden war. Die dem Star zugesprochene Relationalität erfüllt vielerorts lediglich eine pseudo-legitimatorische Funktion und begründet so ein Verharren in Dualismen von *Alltag/Außeralltäglichkeit*, *Publikum/Star* oder *Nähe/Distanz*. Unangefochtenes Zentrum weiterer Analysen bleibt so stets der Star mit seinen verabsolutierten starimmanenten Begründungen.

operative Instanz nicht zwischen sozialen und parasozialen Bezugsreferenten differenziert. Vgl. auch Schramm/Hartmann/Klimmt (2002: 439).

570 Vgl. Gleich (1999: 155).

571 Thiele (1997: 137).

572 Vgl. zum Nähe-Distanz-Paradoxon für andere Faulstich/Korte/Lowry/Strobel (1997: 18), Schwarz (1997: 195), Sommer (1997: 118-119) und Thiele (1997).

573 Vgl. Busse (1996: 149), Ludes (1997: 88-90) und Thiele (1997: 136-137).

Geht es um die Distanz des Stars zu seinem Publikum, taucht hochfrequent der Begriff der Idealisierung auf.⁵⁷⁴ So schreibt beispielsweise Jan Weyrauch über die parasozialen Bezugnahmen weiblicher Teenager auf Boygroup-Mitglieder:

„Ein Star dagegen ist ideal. In ihn kann man sich verlieben, ohne Gefahr zu laufen, auch wirklich etwas mit ihm machen zu müssen. Alles was einen Star ausmacht, seine Berühmtheit, seine Beliebtheit, sein gutes Aussehen, sein ständiges Erscheinen in Zeitschriften, Radio und Fernsehen, die damit verbundene Diskrepanz zwischen imaginärer Nähe und realer Unnahbarkeit, all das steigert seine erotische und Fantasie anregende Wirkung. Hinter der Liebe zu den Idolen steckt in Wahrheit die Liebe zum Poster an der Wand; es ist nicht der Star, den die Teenie-Fans lieben, sondern die Vorlage, die er ihnen zum Träumen bietet.“⁵⁷⁵

Der Star *ist* mit Peter Ludes „personalisierte Außeralltäglichkeit“⁵⁷⁶, konstituiert sich folglich zwar als soziales Konstrukt seiner Nutzer im Nah-Fern-Paradoxon, aber nur auf Basis einer ihn vorab aus der Alltäglichkeit lösenden Unterscheidung, die analytisch weiterhin implizit vorausgesetzt wird. Im Gegensatz zu der beispielsweise von Weyrauch vorgetragenen Argumentation kann der Star als parasozialer Bezugsreferent nur subjektabhängig ideal sein, weil Star-Idealisierung nur in den Beobachtungen Egos systemspezifischer Unterscheidungen von Ego und Star nachzuvollziehen ist: Nicht der Star *ist* ideal, sondern er *resoniert als* ideal in Egos reflexiven Identitäts-Unterscheidungen von *Ego/Star*. Die Distanz des Stars gründet sich zwar auf medialen Wahrnehmungsangeboten über den Star, kann jedoch trotz soziokultureller Übereinkunft über den ‚fernen Star‘ etwa von psychopathologischen Nutzern ignoriert werden und stellt somit wiederum keine star- oder medieninhärente Größe dar.

Nähe und Distanz implizieren einen Beobachter als operative Instanz, der den Beobachtungsreferenten – hier den Star – unter Aspekten wahrgenommener Nähe und Distanz in Relation zu Ego setzt. Nähe ist Wissen und Kennen *für den Beobachter*; Distanz ist Nicht-Wissen und Nicht-Kennen *für den Beobachter*. Mit Simmel strukturieren sich soziale Beziehungen danach, was in ihnen preisgegeben oder nicht

574 Vgl. als Beispiel Wenninger (Hrsg.) (2001: 242).

575 Weyrauch (1997: 90). Es sei angemerkt, dass es sehr wohl der *Star* ist, den die Fans lieben oder verehren – nur eben der Star als Star-Entwurf und kognitives Konzept und nicht der vermeintlich hinter dem Medien-Star verborgene *privat-private Star-Mensch*. Der Star *ist* hier auch das Poster an der Wand, das als *ein* medialer Star-Entwurf zur Grundlage parasozialer Prozesse werden kann (vgl. auch Parr 1997: 70).

576 Ludes (1997: 88).

preisgegeben wird.⁵⁷⁷ Die Ununterscheidbarkeit von Wissen und Wahrheit wird nach Luhmann wie gesehen durch die Norm der Wahrhaftigkeit (hier: Authentizität) abgesichert.⁵⁷⁸ Unabhängig von ihrem Inhalt verleihen Geheimnisse als Beobachtung von Nicht-Beobachtbarkeit Beziehungen strukturell einen Attraktivitätsreiz, der bei zu großer Vertrautheit verloren geht.⁵⁷⁹

Konsonanztheoretischen Ansätzen gemäß füllen Aktanten beobachtete Nicht-Beobachtbarkeiten so, dass sie erfahrungsgeleitete Wahrnehmungstendenzen bestätigen.⁵⁸⁰ Kognitive Dissonanz wird vermieden, bereits generierte Images und Schemata werden wo möglich bestätigt. Wo nun wenig geheimnisbegründeter Wahrnehmungs- und Interpretationsspielraum besteht, muss Ego mit Ego-Evidentem Vorlieb nehmen und büßt somit die Möglichkeit ein, Geheimnisse seines sozialen oder parasozialen Gegenübers identitätskonstruktiv profitabel mit flexiblem Inhalt füllen zu können. Mithin wird klar, warum Nähe Beziehungen töten kann: Tritt die Wahrnehmung allzu großer Vertrautheit an die Stelle eines ehemals deutungsvariableren Alter, verliert dieser für Ego mit seinen Geheimnissen an Attraktivität, da er nicht mehr flexibel offeriert, was Ego fehlt: „Das Paradox besteht darin, dass das Geheimnis zwar trennende bzw. spaltende Funktionen besitzt, zugleich aber eine konstitutive Qualität für die wechselseitige Zuwendung zum anderen hat.“⁵⁸¹

Erst die Möglichkeit, den Star systemspezifisch von Ego zu unterscheiden, ermöglicht seine Attraktivität für seine Nutzer. Empfindet ein Star-Nutzer wesentliche Nicht-Beobachtbarkeiten des Stars als getilgt, wird der Star nicht mehr als Star wahrgenommen, weil er durch überbordende Nutzernähe, durch zuviel Wissen, zu bestimmt wird, um identitätskonstruktiv fruchtbar zu bleiben. Basierend auf den Medien-Entwürfen des Stars gelingt diesem normalerweise jedoch der Spagat zwischen Geheimnis und Vertrautheit⁵⁸², also zwischen Beobachtbarkeit und beobachteter Nicht-Beobachtbarkeit *für Ego*, so dass er in der Nutzer-Wahrnehmung stets vertraut und nie durchschaut bleibt:

„Jedes Bild, das wir haben, jede Geschichte, die wir kennen, verweist so nur auf die Geschichten, die Bilder, die wir (noch) nicht kennen. Und durch

577 Vgl. Simmel (1992b: 108-115) zur *Psychologie der Diskretion* und (1992c: 383-455) zum *Geheimnis*.

578 Vgl. Luhmann (1992: 167) und (1998: 339).

579 Vgl. zum Geheimnis auch Westerbarkey (1991a) und (2000) und Müller-Doohm (2000: 27).

580 Vgl. auch Ciompi (³2005 [1997]: 107-113) zum lustvollen Erleben stimmiger Denkwege.

581 Müller-Doohm (2000: 27). Vgl. auch Westerbarkey (1991a: 101).

582 Vgl. Ludes (1997: 88) und Sommer (1997: 119-120).

die Differenz zwischen dem, was zu sehen ist und dem, was wir dahinter zu vermuten uns nicht enthalten können, entsteht das Geheimnisvolle [...].⁵⁸³

Im Starkult-Diskurs wird immer wieder versucht, mediale Strategien auszumachen, die an der Aufrechterhaltung des sogenannten Nähe-Distanz-Paradoxons beteiligt sein sollen. So ist gemäß Anne Paech und Joachim Paech die Distanz zwischen Leinwand und Kino-Zuschauer die Bedingung ihrer imaginären Überwindung.⁵⁸⁴ Die systematische Verbreitung von (medial-)privaten Informationen über den Star trägt laut Lothar Mikos dazu bei, den parasozialen Interaktionspartner nicht nur per Bildschirm nach Hause zu holen, sondern führt auch zum scheinbaren Vertrautwerden mit dem (privat-)privaten Star.⁵⁸⁵ Die technische Reproduzierbarkeit von Musikaufnahmen für den Hausgebrauch hält den populärmusikalischen Star griffbereit im CD-Regal; die Stimme des Sängers hüllt den Nutzer in *Dolby Surround* und fördert so vertrautmachende Aneignungsprozesse.⁵⁸⁶ Die Nahaufnahme im Film holt den Star dichter heran, als soziale Distanzschwellen dies in alltäglichen Kommunikations-Situationen zulassen, um ihn zugleich immer im Status überlebensgroßer bildhafter Projektion und *Face-to-Face*-Unerreichbarkeit verharren zu lassen.⁵⁸⁷

Gleiches gilt für Fernsehauftritte von Stars ebenso wie für Musik-Konzerte, die nicht selten in Großbildleinwand-Projektionen den Star für den Nutzer ‚heranholen‘: Der Star scheint zum Greifen nah, bleibt aber doch der direkten Kontaktaufnahme entzogen.⁵⁸⁸ MTV verschafft seinen Zuschauern Zutritt zu Wohn-, Schlaf- und Badezimmern der Osbournes inklusive urinierender Mutter, delirierendem Vater und randalierenden Kindern und lädt im Rahmen des *MTV Cribs*-Formats ein zum Besuch zu Hause bei den Stars.⁵⁸⁹ Dies alles bleiben jedoch Star-*Entwürfe*, die die Wahrnehmung von Nähe fördern können und wahrscheinlich sollen, jedoch nicht müssen: Ob man meint, Robbie Williams zu kennen, weil man seine Küche und seinen Garten medial vorgeführt bekommen hat, ist jedem Selbst überlassen. Der Star bleibt folglich so unerreichbar, wie er von seinen Nutzern basierend auf dessen medialen Darstellungen als unerreichbar wahrgenommen wird.⁵⁹⁰

Bei der Diskussion von Nähe-Aspekten von Startum wird vielfach auf die außergewöhnliche Gewöhnlichkeit des Stars verwiesen, der als außerordentlich gelungenes Exemplar des Durchschnittsmenschen

583 Peters (1998: 89).

584 Vgl. Paech und Paech (2000: 203).

585 Vgl. Mikos (1991: 73).

586 Vgl. Flender und Rauhe (1989: 96), Frith (²1992: 49) und Shepherd (1992).

587 Vgl. Hickethier (1997: 46), Mikos (1991: 72) und Thiele (1997).

588 Vgl. Schabedoth (1992: 30-31).

589 Vgl. zu *MTV Cribs* Venker und Volkmann (2003).

590 Vgl. Moritz (1996: 154).

bewertet wird.⁵⁹¹ Schon Horkheimer und Adorno beschreiben dies für den weiblichen Filmstar:

„Das weibliche starlet soll die Angestellte symbolisieren, so freilich, daß ihm zum Unterschied von der wirklichen der große Abendmantel schon zu bestimmt scheint. So hält es nicht nur für die Zuschauerin die Möglichkeit fest, daß sie selber auf der Leinwand gezeigt werden könnte, sondern eindringlicher noch die Distanz.“⁵⁹²

Ähnlich erklärt Reiner Tienken in seiner Analyse der BRAVO-Stars:

„[D]er Unterhaltungskünstler (Star) ist anders als der Durchschnittsmensch (BRAVO-Konsument) und dennoch gleichzeitig genauso wie er; seine gesellschaftliche Position, sein sozialer Status, sind von den Lesern unerreichbar, allerdings bietet die gehobene Stellung dem Star nicht die Gewähr, von alltäglichen Sorgen und Nöten verschont zu bleiben. Die in BRAVO vorgeführten Stars der Unterhaltungsszene personifizieren Idealfiguren, deren kleine Probleme und Schwächen den Identifikationsprozess zwischen Leser (Fan) und Prominenz (Stars) beschleunigen.“⁵⁹³

Obleich der Wunsch vieler hoch involvierter Star-Nutzer zu sein scheint, die empfundene Distanz zum Star zu minimieren, bleibt diese in den und auch durch die Medien-Entwürfe(n) des Stars normaliter unangetastet: „Es scheint wahrscheinlich, dass diejenigen, denen parasoziale Beziehungen wichtig sind, kontinuierlich gegen die inhärenten Grenzen solcher Beziehungen ankämpfen.“⁵⁹⁴ Wäre der Kampf gegen die medial basierten Distanz-Windmühlen von Erfolg gekrönt, würde dem Star mit dem Übergang von Parasozialität zu Sozialität gleichsam sein Status für Ego durch eine Veränderung erprobter Star-Star-Nutzer-Relationierungen entzogen.⁵⁹⁵ Der Star als soziokulturelles Konzept ist seinen Nutzern zugleich ähnlich-vertraut und unerreichbar-fern und bleibt dies, solange er Star ist. Star-Status wird somit, anders als von Faulstich unterstellt, weniger durch den Tod des Stars aufgehoben⁵⁹⁶ als vielmehr durch die Beendigung seiner Attraktivität, kurz, durch den Umstand, dass Ego sich zu Star nicht mehr in gewohnter Form assoziativ/dissoziativ relationiert, etwa weil Entwürfe des Stars aus den Medien verschwinden und der Star, ist er nicht aus-

591 Vgl. Bloching (o. J.), Hickethier (1997: 46), Horton und Wohl (2002 [1956]: 99) und Sommer (1997: 115-118).

592 Horkheimer und Adorno (2003 [1944]: 153-154).

593 Tienken (1991: 129). Vgl. auch Ertl (1978: 184).

594 Horton und Wohl (2002 [1956]: 100). Vgl. auch Lindner und Breuer (1994b: 166).

595 Vgl. Lau (1999: 242).

596 Vgl. Faulstich (2000: 298-299).

reichend kognitiv-affektiv ‚verankert‘, in den Bewusstseinen seiner Nutzer durch nachrückende Star-Anwärter ersetzt wird. Dies ist es, was James Dean von Milli Vanilli trennt.

6.2 RELATIONIERUNGSOPTIONEN I: DER STAR ALS TRANSZENDIERENDER HOFFNUNGSTRÄGER

„Das Utopische selbst ist das Charakteristikum des Menschen.“⁵⁹⁷

Wie jede Fremdbeobachtung ist auch die Orientierung am Star selbstreferentiell und damit eine fremdreferentiell getünchte Selbstorientierung.⁵⁹⁸ Anders als etwa von Bente und Fromm beschrieben, nehmen parasoziale – ebenso wie soziale – Vergleichsprozesse indes für Ego nicht immer einen positiven Ausgang⁵⁹⁹, weil nicht alle Relationierungen Egos mit dem Star als parasozialem Alter von Ego als selbstbildbestärkend erlebt werden. Während Ego einerseits positiv distinktiv Selbstwert aus Abgrenzungsprozessen von sozial relevanten und als Ego unterlegen bewerteten Ko-Aktanten und Vergleichsgruppen bezieht, verortet Ego sich andererseits in seinen Relationierungen zu als überlegen wahrgenommenen Aktanten und sozialen Gruppen. Jedes Individuum generiert so im Rahmen sozialer Vergleichsprozesse ein Regress unterbrechendes Selbst, das ohne seine Beziehungen zu anderen relevanten, als über- wie unterlegen erlebten Vergleichsgrößen nicht denkbar wäre. Bente und Fromm ist in Bezug auf parasoziale Vergleichsprozesse insoweit zuzustimmen, dass diese für Ego stets mit einem identitätsunterscheidenden Selbst-Verortungsgewinn verbunden sind, der jedoch nicht, wie von den Autoren angenommen, zwangsläufig mit einer größeren Selbst-Zufriedenheit oder Problemlösungskompetenz des Nutzers einhergehen muss.

Ebenso wie das Selbst an den Modus der Selbstreferentialität gebunden ist, ist Selbstreferentialität nicht ohne Selbst denkbar. Selbst bzw. Selbstreferentialität wiederum sind Alter als Fremdkonzept und dem Modus der selbstreferentiellen Fremdreferentialität konstitutiv verbunden. Von Vorstellungen absoluter oder objektiver Beziehungen hatte sich zu Recht schon Mead verabschiedet: Meads *generalized*

⁵⁹⁷ Bloch (1980: 106).

⁵⁹⁸ Vgl. Schmidt (2003b: 47).

⁵⁹⁹ Vgl. Bente und Fromm (1997: 47-48). Dazu auch Fromm (2000: 136): „Die besondere Attraktivität des parasozialen Vergleiches liegt anscheinend darin begründet, dass dieser für den Zuschauer immer mit positiven Wirkungen verbunden ist.“ Denkbar ist hingegen auch, dass Ego aus dem parasozialen Vergleichsprozess als mit Ego unzufriedener hervorgeht – etwa, weil er in der Messung am parasozialen Alter eigene Inkompetenzen wahrnimmt.

other als organisierter und generalisierter Einstellungskomplex zur angenommenen Bewertung des eigenen Verhaltens durch Interaktionspartner ist weder a priori noch a posteriori gegeben, sondern wird als eine Art Hilfskonstruktion in den Dienst von Identitätsgenese gestellt. Identitäts-Unterscheidungen sind deshalb zwangsläufig verbunden mit dem Überschreiten selbst gesteckter Grenzen von Selbst und Fremd – allerdings stets im Modus von Selbstreferentialität.

Auch die Selbst-Zufriedenheit und der Selbstwert Egos konstituieren sich deshalb maßgeblich in seinen identitätsrelevanten Relationierungen mit Alter, dessen Bewertungen folglich für Ego nicht unabhängig von seinen Selbst-Bewertungen gemacht werden können und vice versa. Die auf die selbstreferentielle Optimierung Egos zielende Frage: „Wie könnte ich sein?“ ist nicht denkbar ohne die Frage: „Wie ist Alter?“ Soziale Relevanz konstituiert sich dabei zwischen einem systemspezifischen Mindest- und Höchstmaß an Varietät und Redundanz, die Vergleichsprozesse mit Alter ermöglichen und lohnenswert machen.⁶⁰⁰ Ego kann nicht assoziieren ohne zu dissoziieren (und vice versa), nicht Selbst-Bezug nehmen ohne Fremd-Bezug zu nehmen (und v.v.), keine Selbst-Nähe ohne Distanz zum Selbst empfinden (und v.v.)⁶⁰¹ und Ego Bekanntes nicht ohne Abweichung von Ego Bekanntem wahrnehmen (und v.v.)⁶⁰². Bezugnahmen auf Ko-Aktanten und damit soziale Vergleiche und Beziehungen sind nur dann möglich und unter identitätsunterscheidenden Gesichtspunkten lohnenswert, wenn die Beobachtung relativer Ähnlichkeit mit der Beobachtung relativer Verschiedenheit einhergeht. Dies gilt auch für die Bildung von Paargemeinschaften: In der Liebe wie in jeder sozialen Beziehung geht es um die selbstreferentielle Erweiterung Egos durch Relationierungen mit einem Alter, das nicht Ego ist, Ego aber ähnlich unähnlich bzw. unähnlich ähnlich ist.⁶⁰³ Das Ich ist, wie Barthes feststellt, die entscheidende Hauptperson des Diskurses der Liebe⁶⁰⁴, verfallen auf eine innere Doktrin, die niemand mit ihm teilt.⁶⁰⁵

Im Folgenden soll nun der Frage nachgegangen werden, wie sich Ego identitätsrelevant mit Stars relationiert, welche Möglichkeiten der

600 Vgl. zu Varietät und Redundanz Luhmann (1998: 52-54 und 1007-1009), zu Identität als Voraussetzung von Varietät bereits Luhmann (⁴2000 [1968]: 12).

601 Dies wird etwa im evaluierenden Zurücktreten des Selbst in der Auseinandersetzung mit als Vergangenheit konstruierten eigenen Handlungen deutlich. Dementsprechend spricht etwa Zimbardo (⁶1995 [1974]: 502) wie gesehen von einer doppelten Schema-Funktion des Selbst-Konzepts.

602 Vgl. prominent Deleuze (²1997 [1968]) zu *Differenz und Wiederholung*.

603 Vgl. Hacker (1973: 197-200).

604 Vgl. Barthes (1988 [1977]: 15).

605 Ebd.: 33.

selbstrelevanten Bezugnahme und Bewertung von Stars also für Ego als operative Instanz bestehen. Während im nächsten Teilkapitel negativ besetzte parasoziale Bezugnahmen auf Stars in Zusammenhang mit Identitäts-Unterscheidungen gesetzt werden, soll es an dieser Stelle zuerst um positiv bewertete Stars bzw. positiv besetzte Star-Relationierungen gehen. Dazu soll zunächst ein Rückgriff auf Blochs Zweiseitentheorie erfolgen, der die anschließende Konzeption des Stars als transzendierender Hoffnungsträger in Anlehnung an Bloch vorbereitet.⁶⁰⁶

Im Anschluss an Bloch scheint zu leisten, was im Star-Diskurs bisher weitgehend versäumt wurde: Die Funktionalisierung des Stars durch den Star-Nutzer zu positiver wie negativer Distinktion des Selbst, als Selbst-Ideal wie als Selbst-Mahnmal, als personifizierte Ich-Utopie wie als Versinnbildlichung einer Anti-Utopie des Selbst, die Erikson als *negative Identität* beschreibt⁶⁰⁷: *So will ich sein* vs. *So schlimm könnte es kommen/ich enden*. Gleich, ob Ego aus dem parasozialen Vergleich mit dem Star als diesem über- oder unterlegen hervorgeht und wie er diese Selbst-Unterscheidungen re-kodiert, kann er identitätskonstruktive Gewinne zumindest in dem Maße verbuchen, dass zukünftige Handlungen an dem Star als personifiziertem Selbst-Ideal positiv orientiert werden oder darauf ausgerichtet werden können, durch den Star personifizierte negativ besetzte Identitätsaspekte für Ego handelnd zu vermeiden. Dabei fokussieren Aktanten in ihren Bezugnahmen Aspekte von Identitätsdarstellungen, denen wie gesehen im Sinne eines *Halo-Effekts* Relevanz für die Gesamtbeurteilung des Stars und vor allem seiner selbst- und fremd-verantwortlichen *Star-Mensch*-Aspekte zugesprochen wird.

Ernst Blochs Zweiseitentheorie als früher Ansatz in Richtung einer anti-dualistischen Philosophie grenzt sich ab von traditionellen *Zweiweltentheorien* und ihren dualistischen Unterscheidungsentitäten und ontologischen Existenzannahmen. In dualismusverhafteten Transzendenz-Theorien steht Immanenz als ontologisch-manifestes, reales und objektives Sein von Mensch und Natur in ihrem aktuell unvollkommenen Zustand einer Vorstellung von Transzendenz gegenüber, die sich als ein von der Erscheinungswelt gelöster, vollkommener und immaterieller Zustand präsentiert. Während Immanenz in der Bezugnahme auf den Seinszustand von Mensch und Natur immer zugleich deren Unvollkommenheit thematisiert, impliziert der Vorgang des Transzendierens bereits etymologisch die Möglichkeit des Überschreitens von Grenzen.⁶⁰⁸ Folgt man Blochs Vorstellung eines *Transzendierens ohne Transzendenz*⁶⁰⁹, meint Transzendieren hingegen nicht

606 Vgl. v. a. Bloch (1985 [1959]).

607 Vgl. Erikson (1966: 28).

608 Vgl. Eckert (1981: 10-11).

609 Vgl. beispielhaft Bloch (1985 [1959]: 166 und 241).

den schlichten, dualistischen Wechsel von einer materiell gegebenen in eine vollkommene Über- oder Außer-Welt eines wahren, potentiell göttlichen Seins. Vielmehr geht Bloch von einer *Ontologie des Noch-Nicht-Seins*⁶¹⁰ aus, die das Seiende in seiner momentanen und unzureichenden Verfasstheit erkennt, zugleich aber die unverwirklichte Möglichkeit einer Transformation zum gleichen Selbst in potentiell vollendeter Ausprägung zum Ausdruck bringt.⁶¹¹ Damit ersetzt Bloch die absolute Differenz von Immanenz und Transzendenz der Zweiweltentheorie durch eine *Zweiseitentheorie* (des Selbst), in der an die Stelle eines unüberbrückbaren Dualismus von Transzendenz und Immanenz ein linear von Immanenz in Richtung der zukünftigen Möglichkeit eines vollendeten Seins orientierter Vorgang des Transzendierens tritt.

Während Bloch die durch die Abschaffung der traditionellen Auffassung von Transzendenz entstandene Lücke nicht explizit füllt, entwirft Eckert in Anlehnung an Bloch ein Konzept „immanenter Transzendenz“⁶¹². Immanente Transzendenz benennt sensu Eckert das „Woraufhin des Transzendierens“⁶¹³ als eine Seiendes, Gewesenes und Bekanntes übertreffende Vorstellung vollendeter Immanenz, die im Gegensatz zur traditionellen Transzendenz-Auffassung auf dualistische Gegensatzbildung und Außerweltlichkeit zugunsten einer Ontologie des Noch-Nicht-Seins im Blochschen Sinne verzichtet. Damit ist der Abschied von philosophischen Dualismen angegangen, wenngleich nicht vollzogen – eine Ontologie des Noch-Nicht-Seins konzipiert *Noch-Nicht-Sein* und damit Zukunftsorientierung nach wie vor unter ontologischen Prämissen. Dennoch modellieren Bloch und in Rekursion auf ihn Eckert Immanenz und Transzendenz zumindest implizit als Beobachter-Kategorien und machen so die Entwürfe zur Zweiseitentheorie hinreichend anschließbar an die Ausführungen dieser Arbeit.

Immanente Transzendenz setzt, so lassen sich die Argumentationen Eckerts ergänzen, eine kognitiv-operative Instanz voraus, deren Beobachtungen von selbstreferentieller wie fremdreferentieller Immanenz ihre Beobachtungen von Transzendenz als immanenter Transzendenz bestimmen. So schreibt Bloch selbst:

„Denken heißt Überschreiten. So jedoch, daß Vorhandenes nicht unterschlagen, nicht überschlagen wird. [...] Deshalb geht wirkliches Überschreiten auch nie ins bloß Luftleere eines Vor-uns, bloß schwärmend, bloß abs-

610 Vgl. Bloch (1970: 210-300).

611 Vgl. Eckert (1981: 10-12).

612 Eckert (1981: 10).

613 Ebd.: 11.

trakt ausmalend. Sondern es begreift das Neue als eines, das im bewegten Vorhandenen vermittelt ist [...].⁶¹⁴

Auch hier ist Unvorstellbarkeit unvorstellbar nur im Rahmen von Vorstellbarkeit; als differenzlose Kategorie kann Sinn Ausschlüsse nur in sich selbst vollziehen.⁶¹⁵ Transzendenz muss folglich immer als Transzendenz-Beobachtung bzw. -Beschreibung eines Beobachters gedacht werden – und damit als selbstreferentielle Transzendenz, die Eckert etwas irreführend immanente Transzendenz nennt.⁶¹⁶

Sensu Bloch wird menschliches Handeln grundsätzlich von einem Selbsterhaltungstrieb bestimmt, der auf die Erlangung des noch nicht seienden Selbst des Individuums gerichtet ist und damit zugleich einen „Selbsterweiterungstrieb nach vorwärts“⁶¹⁷ beinhaltet.⁶¹⁸ Aktanten, so lässt sich im Anschluss an Bloch und Eckert formulieren, nehmen in Bezug auf ihr Selbst Immanenz und eine selbstreferentielle Form von Transzendenz wahr: Das Selbst, wie es für Ego ist, wird in seiner Wahrnehmung gebrochen am Selbst, wie es für Ego sein könnte. Sensu Eckert zeigt sich der menschliche Selbsterhaltungstrieb „affektiv in der Hoffnung als d[em] sehnstüchtige[n] Bedürfnis des Menschen nach dem eigentlichen Zielinhalt seiner Triebintention, dem Selbst, d[as] im Gegebenen noch nicht erreicht ist.“⁶¹⁹ Hoffnung verweist dabei konzeptuell, wie Schmidt bemerkt, auf die Zukunftsorientierung allen Handelns von Aktanten: „Alles, was geschieht, geschieht in Geschichten der Gegenwart. Alles, was wir wissen, wissen wir aus der Vergangenheit. Alles, was wir tun, tun wir für die Zukunft.“⁶²⁰

Utopisches Ziel von Identitäts-Unterscheidung ist damit sensu Bloch und Eckert die selbstreferentielle Optimierung Egos im Sinne einer Transformation des immanenten in das immanente transzendente (Eckert) bzw. selbstreferentiell transzendente oder ideale Selbst als die systemspezifische Perfektionierung Egos. Das Selbst-Ideal ist affektiver und effektiver Motor menschlichen Handelns wider Stagnation;

614 Bloch (1985 [1959]: 2).

615 Vgl. Luhmann (1998: 49) und Schmidt (2003b: 80).

616 Im Folgenden wird hier deshalb der Begriff der immanenten Transzendenz durch den der selbstreferentiellen Transzendenz ersetzt, wobei streng genommen auch Immanenz im Verweis auf ihren Beobachter als *selbstreferentielle Immanenz* beschrieben werden müsste.

617 Bloch (1985 [1959]: 84).

618 Vgl. ebd.: 74-77. Vgl. zu Hoffnung als Bewusstseins- und Handlungsprinzip und Antizipation von Zukünftigkeiten ebenso Bloch (1962: 510-520), (1969: 74-189) und (1980: 101-115).

619 Eckert (1981: 48). Vgl. auch Bloch (1985 [1959]: v. a. 77-86). Luhmann (⁴2000 [1968]: 28-29) unterscheidet Hoffnung von Vertrauen, denen, unabhängig von Wahrscheinlichkeitsannahmen und ihrem Einfluss auf Handlungsentscheidungen, eine Beschreibungsorientierung in Richtung Zukünftigkeit gemein ist.

620 Schmidt (2003b: 88).

Antrieb ist Hoffnung als „Nein zum vorhandenen Schlechten“ und „Ja zum vorschwebenden Besseren“⁶²¹, die alles Handeln zukünftig orientiert:

„[A]us dem ‚Nicht-Haben‘ seines Selbst entspringt die triebhaft-gefühlsmäßige Erwartung des Menschen, die sich gerade affektiv in der Hoffnung äußert. Sie ist ein Anzeichen der Antizipation von noch nicht Erreichtem und darin zugleich der affektiv begründete Versuch des Menschen, über das hinauszuweisen, was als bereits Erreichtes vorliegt. Darin zeigt sich der Selbstaffekt Hoffnung als transzendierender Erwartungsaffekt, der auf die Erlangung des Selbst ausgerichtet ist.“⁶²²

Ähnlich wie Grossberg konzipiert damit auch Bloch Affekte als handlungsleitend. Blochs Konzeption von Hoffnung lässt sich ebenso einordnen in Ciompis Beschreibungen von Affekten als grundlegenden Operatoren von kognitiven Funktionen und Energielieferanten, Motoren und Motivatoren aller kognitiven Dynamik: „Ohne die Energie der Affekte gäbe es wohl überhaupt kein Wollen und Handeln, kein Überlegen [sic] und Miteinander-Inbezugsetzen von kognitiven Elementen in einem wörtlichen wie übertragenen Sinn.“⁶²³ Ciompi merkt dabei zu Recht an, dass die operative Funktion von Affekten als Motoren kognitiver Dynamik auch bremsende Wirkungen auf Denken und Handeln beinhalten kann, etwa dann, wenn Trauer, Depression oder Angst hemmende oder verlangsamende Effekte zeitigen.⁶²⁴

Gemäß Bloch zeichnen sich Erwartungsaffekte dadurch aus, dass sie sich dem zeitlichen Horizont der Zukünftigkeit völlig öffnen, indem sie noch nicht Gewesenes antizipieren:

„*Erwartungsaffekte* (wie Angst, Furcht, Hoffnung, Glaube) dagegen sind solche, deren Triebintention weitsinnig ist, deren Triebgegenstand nicht bloß in der jeweiligen individuellen Erreichbarkeit, sondern auch in der bereits zurhandenen Welt noch nicht bereit liegt, mithin noch am Zweifel des Ausgangs oder des Eintritts statthat.“⁶²⁵ [Hervorhebung im Original, KK]

Im Gegensatz zu gefüllten Affekten – Bloch nennt hier etwa Neid oder Habsucht –, die nur auf Seiendes, Gewesenes und Bekanntes gerichtet sind, ersetzen Erwartungsaffekte den Horizont der Erinnerungsvorstellung durch einen Horizont der Hoffnungsvorstellung.⁶²⁶

621 Bloch (1985 [1959]: 84).

622 Eckert (1981: 48). Hoffnung als „Selbstaffekt“ beschreibt Bloch (1985 [1959]: 83).

623 Ciompi (2005 [1997]: 95).

624 Vgl. ebd.

625 Bloch (1985 [1959]: 82-83).

626 Vgl. ebd.

Dabei bleibt jedoch wiederum auf Selbstreferentialität als bestimmenden Modus allen Bewusstseins zu verweisen: Der Umgang mit Erwartungsaffekten impliziert zwar ein Noch-Nicht-Sein sowohl in Bezug auf das Individuum als auch in Bezug auf dessen Beobachtungen der *zurhandenen Welt*, aber eben nur ein *Noch-Nicht-Sein* im Sinne selbstreferentieller Transzendenz-Vorstellungen des Individuums, einer *noch* nicht erfüllten, jedoch sinnvoll vorstellbaren Potentialität. Auch Hoffnung muss erinnern: Hoffnung referiert immer auf einen Prozess des Hoffens *auf*, Furcht auf ein Fürchten *vor* – es besteht mithin eine unterschiedlich stark ausgeprägte Gerichtetheit der Erwartungsaffekte *und* gefüllten Affekte, die indes immer auf ihre Füllung im Kontext von Varietät und Redundanz angewiesen sind. Selbst die vom Individuum unter Umständen nicht verbal zu spezifizierende neurotische Angst lässt sich aus einer Beobachterperspektive zweiter Ordnung benennen, etwa als Angst vor der Angst, dem Schicksal oder der Entmächtigung des Selbst.

Immanentes Selbst und die selbstreferentiell transzendente Ausprägung des Selbst sind in der Konzeption Eckerts nicht gleichberechtigt: Während das selbstreferentiell transzendente Selbst dem immanenten Selbst und seinen weltlichen Verwirklichungschancen gegenüber weitgehend indifferent ist, ist das immanente Selbst seiner selbstreferentiell transzendenten Ausprägung gegenüber niemals gleichgültig, sondern trägt es als motivationale Idealstruktur in sich.⁶²⁷ Das mit seiner Immanenz-Wahrnehmung unzufriedene Individuum richtet sich hoffnungsvoll nach außen in der Erwartung, immanente Lücken ego-extern füllen zu können: „[S]olange das wahre Sein noch nicht erreicht ist, drängt das ‚Innen‘ aus seinem Ungenügen in den Prozeß der Vermittlung mit dem ‚Außen‘ und übersteigt gerade darin alles unzureichend vorhandene Seiende.“⁶²⁸ Transzendieren funktioniert in der Konzeption Blochs und Eckerts, so lässt sich paraphrasieren, als selbstreferentielle Selbstüberschreitung im Bezug auf selbstreferentielle Fremdreferentialität. Auch Friedrich Hacker beschreibt, ohne auf Bloch zu verweisen, Identitätsherstellungen als Transzendierungs-Prozesse, die auf ego-externe Referenten angewiesen sind:

„Identität verdankt ihre Existenz den projizierten Wünschen derer, die ihre Hoffnungen und Erwartungen, um sie als überindividuell inspiriert empfinden und rechtfertigen zu können, einem unabhängigen Objekt zuschreiben,

627 Vgl. Eckert (1981: 17-31). Vgl. für eine ähnliche, jedoch nicht identitätskonstruktiv ausgerichtete Argumentation Hartmann (⁴1965 [1935]: 258). Vgl. auch Barthes (1988 [1977]: 94).

628 Eckert (1981: 12).

das sodann als überindividuelles Ich-Ideal gilt, das introjiert (verinnerlicht) wird.⁶²⁹

Auch Hoffnung als transzendierender Erwartungsaffekt verlangt folglich nach Ko-Aktanten zur Veranschaulichung des Selbst-Ideals, die als soziale Vergleichsgrößen dessen, was Ego ist, mit dem, was Ego sein könnte, fungieren. Ein potentieller transzendierender Hoffnungsträger ist der Star, in dessen Beobachtungen Ego im Rahmen seiner Selbst-Unterscheidungen personifiziert Immanenz und selbstreferentieller Transzendenz in fremdreferentieller Gestalt begegnet. Bezugnahmen auf Stars können folglich angelehnt an Bloch und Eckert als selbstreferentielle personalisierte Form des Transzendierens beschrieben werden, in der Star-Nutzer zukunftsgerichtete und potentiell handlungsleitende Unterscheidungen von Ego/Star vornehmen.

Wenngleich in den bisherigen Ausführungen von dualistischen Transzendenz-Vorstellungen zugunsten einer prozessualen Konzeption selbstreferentiellen Transzendierens Abstand genommen wurde, finden sich nicht nur Hinweise auf die Funktionalisierung des Stars als transzendierender Hoffnungsträger in Anlehnung an Blochs Konzept des *Transzendierens ohne Transzendenz*, sondern auch als *transzendenter* Hoffnungsträger.⁶³⁰ Auch wenn weiterhin an der Auffassung festgehalten wird, dass der Star wesentlich der personifizierten – und damit notwendig weltlich-transzendierenden, nicht außerweltlich-transzendenten – Veranschaulichung der Selbsterweiterungsbedürfnisse des Star-Nutzers dient, überrascht dies nicht: Während der Star als *transzendierender* Hoffnungsträger menschlich-nahe Anknüpfungspunkte offeriert und human greifbare Entwürfe in Aussicht stellt, überschreitet der Grad des Verlockungspotentials, das der Star als *transzendenter* Hoffnungsträger anbietet, die für das Individuum weltlich umsetzbaren Versprechungen.

Transzendieren *ohne* Transzendenz steht für die relative Nähe des Stars zu seinem Publikum bzw. vice versa, also für die Ausrichtung des Ich-Ideals an im Rahmen des eigenen weltlichen Kontexts zumindest vorstellbar realisierbaren Vorstellungen, während der Star als *transzendenter* Hoffnungsträger, außerweltlich verklärt und mit göttlichen Attributen versehen, das Unerreichbarkeits-Moment des Nähe-Distanz-Paradoxons akzentuiert. Dennoch ist Außerweltlichkeit erneut nur zu denken in Differenz zu Weltlichkeit, Göttlichkeit in Differenz zu Menschlichkeit: Transzendenz und Göttlichkeit bleiben mithin von

629 Hacker (1973: 200). Die hier beschriebene Konzeption von *Identität aus Transzendenz* ist, sieht man von den oben getroffenen Einschränkungen ab, mit den in Kapitel 2.1 dargestellten Ausführungen zu *Identität aus Differenz* kompatibel.

630 Vgl. exemplarisch die Aussagen von drei Michael-Jackson-Fans im Interview mit Ullrich und Schirdewahn (2002a).

Wirklichkeitsmodell und Kulturprogrammen getragene Konzepte; der Star als *transzendenter* Hoffnungsträger ist nicht aus dem Modus der Selbstreferentialität entlassen und bleibt folglich Teil subjektabhängig entworfener Außerweltlichkeit. Selbst Gott muss, entgegen des ihm zugeschriebenen Bilder-Verbots, vom Menschen mit menschlichen bzw. menschlich vorstellbaren Attributen versehen werden, um vorgestellt werden zu können.⁶³¹ Damit wird jeder transzendente Hoffnungsträger zu einem transzendierenden Hoffnungsträger. Oder, wie Luhmann bemerkt: „Das letzte, für Sinnsysteme nicht transzendierbare Medium ist [...] der Sinn.“⁶³²

Betrachtet man den Star als transzendierenden Hoffnungsträger, begreift man ihn als eine Personifikation allgemein menschlicher Selbst-Erweiterungsbedürfnisse bzw. der hoffenden Zukunftsorientierung des Star-Nutzers, der damit in seiner Star-Nutzung in allgemein menschliche Prozesse von Identitätsunterscheidung integriert wird.⁶³³ Der Abgleich der eigenen Vorstellungen vom idealen Selbst mit dem Star kann Ego affektiv wie kognitiv antreiben, wobei der selbstideale Entwurf Egos der Frage, ob Ego dem Star gleich zu werden vermag, wiederum mit relativer Indifferenz begegnet. Beschreibt man den Star als transzendierenden Hoffnungsträger und wertet ihn dementsprechend als eine relevante Bezugsgröße in identitätsherstellenden Prozessen seiner Nutzer, sind passive Rezeptions-Modellierungen in Bezug auf den Umgang mit Stars nicht länger haltbar. In der Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Starkult-Diskurs macht sich indes Ernüchterung angesichts der Hartnäckigkeit breit, mit der sich zumindest einzelne popkultur- und starkultpessimistische Stimmen in der Diskussion zu behaupten vermögen. Starkult gilt hier unter anderem als

- „Hinführung zu kritiklosem Konsum, Ablenkung von Problemen der eigenen Welt“⁶³⁴
- „Jugendgefährdung“⁶³⁵
- „kommerzielle Modellierung der ökonomischen Mechanismen veränderter Kunstverhältnisse“⁶³⁶
- „die unreifste und primitivste Art von Flucht, in der wir unsere Unzufriedenheit mit uns selbst zum Ausdruck bringen, indem wir

631 Dies gilt selbstredend nur aus der Perspektive des Beobachters zweiter Ordnung. Wie Luhmann (1998: 57) feststellt, ist Gott für den Gläubigen ebenso wie für die ontologische Metaphysik „das einzige sich nicht durch Unterscheidungen definierende Wesen“ – wenn man vom Gegenkonzept des Teufels einmal absieht.

632 Ebd.: 59.

633 Zu Blochs Beschäftigungen mit populärkulturellen Phänomenen vgl. Zipes (1987).

634 Beha und Broder (1973: 83).

635 Ebd.: 85.

636 Kriese (1994: 103).

eine andere Person mit übermenschlichen Eigenschaften ausstatten“⁶³⁷.

Auch wenn dies nur ausgewählte Beschreibungen des Starkult-Phänomens sind, die zudem aus den siebziger bis neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts stammen, hält sich die Deklassierung des Fans als *cultural dupe*, als willen- und hirnlosem Opfer der Kulturindustrie, nach wie vor vielfach zumindest als klischeehafter Unterton, der nicht selten auch in der Diktion nutzerorientierter Stimmen im Starkult-Diskurs mitschwingt.⁶³⁸ Interessanterweise begegnen sich aktive Star-Nutzungs-Konzepte und kulturpessimistische Betrachtungsweisen von Starkult und Fantum wissenschaftlich heute zum Teil auf engstem Raum: In Wolfgang Ullrichs und Sabine Schirdewahns Sammelband *Stars* etwa konstatieren die Herausgeber in ihrer Einleitung, dass das Thema *Starkult* mittlerweile nicht mehr allein der sogenannten Trivialekultur zuzuordnen sei, sondern einen ähnlichen Stellenwert besitze wie einst die Frage nach der Kunst.⁶³⁹ Im selben Band sieht sich der Leser gleichwohl mit einer Charakterisierung des Fußball-Fans konfrontiert, die in der Pauschal-Verurteilung ihres Beschreibungsobjekts nicht lange mit der verkannten Bedeutung des Starkult-Phänomens hadert:

„Der Fan, zumeist psychisch ein armer Kerl, schreit nicht nur nach Idealisierung und Identifizierung. [...] Der Fan schreit zunehmend lauter nach Sinnlichkeit, zumindest nach der Sinnlichkeit einer Reliquie, nach einem gegenständlichen Schnipsel vom Sieg, nach der erlösenden Berührung mit den Halbgöttern der Ballkunst oder wenigstens deren Gewändern. Ein Totem aus billigem Synthetikstoff reicht nicht jedem. Da der höchste Wunsch, die Berührung, Umarmung usw., nur mit viel Phantasie oder Geld [...] zu befriedigen ist, schlägt bei den Frustrierten die Verehrung irgendwann in die Schlachtung der Helden um. [...] Konsequenz der Verehrung: der Fan, wenn er von der Polizei nicht gehindert wird, killt das Spiel. Wenn endlich auch die Unterhosen nicht mehr werbefrei sein dürfen, werden sich die Spieler gegen ihre mögliche Kastration versichern lassen.“⁶⁴⁰

Wissenschaftlich noch weniger eindeutig besetzt als der Begriff *Star*, findet der *Starkult*-Begriff weiterhin oft primär plakative Verwendung, etwa, wenn pubertäre Boygroup-Verehrung von der herablassenden Warte des vermeintlich der Fan-Begeisterung entwachsenen

637 Landau (1975 [1972]: 177).

638 Vgl. beispielhaft Schmiedke-Rindt (1998: v. a. 228-252).

639 Vgl. Ullrich und Schirdewahn (2002b: 9).

640 Delius (2002: 298-299).

Erwachsenen abgeurteilt wird.⁶⁴¹ Während vor allem der alltags-sprachliche und mediale Gebrauch des Starkult-Begriffs, mitunter aber auch die Verwendungen in wissenschaftlichen Kontexten negativ konnotiert sind, sind explizite Definitionsversuche von Starkult ausgesprochen rar. Eine seltene Ausnahme stellt hier der von Ruth Rustemeyer unternommene Versuch einer Bestimmung von Starkult dar, der allerdings in einem symptomatischen Kulturpessimismus verharret:

„Wenn eine große Anzahl von Personen (Fans) einen Kommunikator (einen Schauspieler oder einen Schlagersänger) total und unkritisch als Vorbild und Leitbild akzeptiert, sich intensiv mit dem Kommunikator identifiziert und eine starke Gefühlsbindung entsteht, dann kann man nach Maletzke (1963, 120) von Starkult sprechen.“⁶⁴²

Neben der Vermischung der Begriffe *Star* und „Vorbild“ und der anachronistischen Verwendung des Begriffs „Schlagersänger“⁶⁴³, wo der kontemporäre Duktus eher *Pop-* oder *Rockstar* erwarten ließe, fällt wesentlich auf, wie desillusioniert Rustemeyer ihrem Forschungsobjekt *Fan* gegenüber tritt. Totale und unkritische Bewunderung und Imitationshandlungen, wie sie Rustemeyer beschreibt, sind zweifelsohne Bestandteil des Handlungsspektrums von Star-Nutzern und Fans, sollten jedoch bei nur minimalem Streben nach Validität und intersubjektiver Nachvollziehbarkeit nicht als Basis einer Definition von Starkult, Fantum oder Star-Nutzungen mit Anspruch auf allgemeine Gültigkeit herangezogen werden. Filtert man den prädominanten Anti-Fan-Bias aus Rustemeyers bzw. Gerhard Maletzkes Beschreibungen heraus, bleibt festzuhalten: Die Verwendung des Starkult-Begriffs setzt wiederum Star, Medien und Star-Nutzer bzw. Fans voraus, wobei letztere zu dem Star in einem affektiv intensiven Verhältnis stehen, das sich in wiederholten und zentral gewichteten parasozialen Beschäftigungen mit dem Star manifestiert.

Funktionalisierungen des Stars als transzendierender Hoffnungsträger stellen eine mögliche Relationierungsoption dar, in der sich die parasoziale Beziehung von Star-Nutzer und Star beschreiben lässt. Stars bieten dabei, verglichen mit nicht medial dargestellten Aktanten, den Vorteil größerer Sichtbarkeit und damit erhöhter Vergleichbarkeit: Als medienpräsenste Vergleichsgrößen erlauben sie die kommunikative Beschäftigung mit kulturprogrammlichen Anwendungs-Konzepten und relationalen *Ego/Star*-Verortungen bei einer innerhalb Mediengesellschaften relativ vergleichbaren Wissensbasis über Stars.

641 Vgl. Haehl (o. J.) und Jasper (2001).

642 Rustemeyer (1997: 101). Vgl. ähnlich Saxer (1997: 215-216).

643 Diese erklärt sich bei Überprüfung der Quellenlage: Rustemeyer übernimmt ihre Starkult-Definition beinahe unverändert von Maletzke (1963: 120).

Während kommunikative Bezugnahmen auf *meine Mutter* oder *meine beste Freundin* für Kommunikationspartner außerhalb meines gewöhnlichen interaktiven Umfelds nur konzeptuell, nicht aber semantisch mit ihren spezifischen Besetzungen nachvollziehbar sind, ruft der Bezug auf *Star X* in der Kommunikation eher vergleichbare Informationsbestände ab und führt so zu einer sozialen Vergleichbarkeit parasozialer Relationierungen, Bewertungen und Ego-Relevanzen: Star-Relationierungen kommunizieren Ego.

6.3 RELATIONIERUNGSOPTIONEN II: DER STAR ALS SELBST-MAHNMAL

„But please God, not ... not GENESIS. You might as well just hang a sign on the door that says: ‚I have no taste or style what-so-ever. I am the reason that Phil Collins continues to make money with third class pop songs. I am damaged. Please kill me and stop me suffering.‘“⁶⁴⁴ [Hervorhebung im Original, KK]

„I think a lot of our fans are motivated by the fact that other people hate them because they like us.“⁶⁴⁵

Während mit dem Star als transzendierendem Hoffnungsträger dessen positiv besetzte identitätsrelevante Funktionalisierungen in den Blick genommen wurden, erschöpft sich die potentielle Bewertbarkeit und Relationierbarkeit des Stars für seine Nutzer nicht in selbstidealen Personifizierungen. Betrachtet man negativ bewertete Stars und die Relationierungen mit diesen, eröffnet sich analytisch eine zweite parasoziale Relationierungsoption, die zusammen mit den zuvor angesprochenen positiven selbstidealen Star-Relationierungen die Endpunkte eines wertenden Bezugs-Kontinuums auf den Star bildet. Während Bezugnahmen auf den Star nie neutral erfolgen können⁶⁴⁶, sind deren Bewertungen ebenso wie die Bezugnahmen selbst unterschiedlich stark gewichtet und folglich für den Star-Nutzer von unterschiedlicher, auch identitätskonstruktiver Relevanz. Ideal und Mahnmal sind dabei für Ego nicht immer relevante Vergleichskategorien im parasozialen Umgang mit dem Star, können aber, basierend auf mindestens implizit mitlaufenden parasozialen Bewertungsstrukturen, bei Bedarf fokussiert und damit identitätsrelevant gemacht werden. Im nächsten

644 Hollis (1997: 106).

645 Nicky Wire (*Manic Street Preachers*) (1991), zitiert nach N. N. (1999a).

646 Vgl. Kapitel 4.1 zur affektiven, kognitiven und moralischen Besetzung und Gewichtung aller Differenzen und Unterscheidungen sensu Schmidt.

Teilkapitel wird mit dem Fan ein Typus des Star-Nutzers angesprochen werden, dessen Star-Bewertungen für seine Rollen- und Identitäts-Definitionen von entscheidender Bedeutung sind.

Ist Starkult bisher bestimmt worden als wiederholte, vor allem affektiv stark besetzte und zentral gewichtete parasoziale Beschäftigungen mit Stars, die sich in affektiv intensiven und identitätsrelevanten parasozialen Beziehungen mit Stars manifestieren können, sind bislang überwiegend parasozial wohlwollende Star-Fokussierungen in den Blick genommen worden. Diese ‚positiven‘ Starkult-Prozesse bzw. positiv besetzten Star-Nutzungen lassen sich von affektiv potentiell nicht weniger intensiven negativen Star-Nutzungen unterscheiden, die in der Forschung bisher weitgehend vernachlässigt wurden.⁶⁴⁷ Mit der Beschränkung auf die positive Funktionalität des Stars wird analytisch zwangsläufig ein unvollständiges Bild gezeichnet, weil sich Identität, wie in Kapitel 2 gesehen, stets in Ein- und Ausgrenzungs-Prozessen konturiert. Deshalb soll an dieser Stelle ein Blick darauf geworfen werden, wie Stars negativ bewertet parasozial identitätsrelevant gemacht werden.⁶⁴⁸

Wenn bisher in Anlehnung an Bloch von selbstreferentiellen Transzendierungs-Prozessen die Rede war, sind lediglich transzendierende Operationen im Bezug auf von Ego als überlegen bewertete Ko-Aktanten bzw. Stars berücksichtigt worden. Im negativen Starkult nun tritt der Star als Selbst-Mahnmal oder -Anti-Utopie an und illustriert als abschreckendes Beispiel, was und wie Ego nie werden möchte. Damit transzendiert Ego sein Selbst wiederum interpersonal Bezug nehmend, nun jedoch in für das Selbst bedrohlicher Richtung, so dass dem positiv transzendierenden *So könnte ich sein* polar ein negativ transzendierendes *So könnte ich enden* gegenübergestellt wird. Das Bild des Stars wird weitmöglichst negativ gefärbt, wobei Dissoziation vom Star als Teil der Einheit der Differenz *Assoziation/Dissoziation* wie gesehen notwendig Assoziation, etwa in Form von Wissen über den Star, mitführt. Der abgelehnte Star trägt so *ex negativo* auch zur Definition des Ich-Ideals seiner Nutzer respektive Anti-Fans bei, indem er ihnen erlaubt, in Unterscheidung von der im Star personifizierten Anti-Utopie ihres Selbst ein positiv selbstreferentiell transzendentes Selbst zu entwerfen. Sowohl positiv als auch negativ besetzte Star-

647 Die Beschreibungen *negativer Starkult* bzw. *negative Star-Nutzung* implizieren keine analytische Wertung, sondern werden hier verwandt, um im Verweis auf die Wertungen des Star-Nutzers die Unterscheidung von (positivem) Starkult bzw. (positiven) Star-Nutzungs-Prozessen zu markieren.

648 Vgl. Keller (2000) für eine explorative Analyse des Phänomens *Hate-Pages*, in dem sich negative Star-Nutzungs-Prozesse in Anti-Fan-Texten manifestieren. Zu ersten medialen Darstellungen des Phänomens *Hate-Pages* vgl. Corinth (2000), Erb (2001), Gardner (1999), N. N. (1998a), N. N. (1998b), N. N. (2001) und Treanor (1997).

Nutzungen stellen so in der an Bloch angelehnten Terminologie eine identitätsunterscheidende Form des selbstreferentiellen Transzendierens dar, die in Gestalt parasozialer Bezugnahmen subjektabhängig abläuft und sich in Anwendungen der Differenz *Ego/Star* konstituiert.

„[W]eil es um Identität geht, geht es auch um Gewalt“⁶⁴⁹, schreibt Luhmann und spricht damit zugleich ausgrenzende Identitäts-Konturierungen sowie deren potentielle Vehemenz an. Ego ist immer auch Anti-Alter, weil sich Ego als Ego nur in seinem Nicht-Alter-Sein, das heißt in seiner Differenz zur selbstreferentiell unterschiedenen Vergleichsgröße Alter, als handlungskompetente Selbst-Instanz erleben kann. Wenn von der Freiheit der Medien- und Star-Nutzer die Rede ist, beinhaltet diese nicht nur die Freiheit, sich für, sondern vor allem auch die Freiheit, sich gegen Stars und damit immer auch gegen deren mediale Selbst-Entwürfe als ego-idealtaugliche Bezugsgrößen zu entscheiden.⁶⁵⁰ Der für Ego verabscheuungswürdige Star schafft eine mögliche Voraussetzung zur kognitiv-moralischen Rechtfertigung eigener positiver Geschmacks-Urteile und affektiver Investitionen, die in ihrer Unterscheidung von ablehnenswerten Kultur-Anwendungs-Konzepten, personifiziert im abgelehnten Star, quasi-plausibilisiert werden.⁶⁵¹ Der Star als Selbst-Mahnmal erklärt und begründet den Star als transzendierenden Hoffnungsträger und vice versa.

Als Anti-Fan stärkt der Star-Nutzer seine Selbst-Manifeste, indem er zwischen „Medienfreunde[n] und -feinde[n]“⁶⁵² unterscheidet und potentielle Kritiker – Fans anderer, als Vergleichsgrößen relevanter Stars – angreift.⁶⁵³ Sind diese pauschal entwertet, erübrigt sich jede kognitiv aufwendige Auseinandersetzung mit Kritik am Geschmack Egos als wesentlicher Teil von Egos Selbst. Zugleich macht sich der Star-Nutzer als Anti-Fan in der Aburteilung für Ego indiskutabler

649 Luhmann (1998: 797). Zur sozialen und kulturellen Konstruktion von Devianz vgl. auch Pearson (1975). Zur Gewalttätigkeit ästhetischer Intoleranz vgl. Bourdieu (1982: 195).

650 Vgl. als Beispiel zu Pro- und Kontra-Entscheidungen, Star-Typisierungen und emotionalem Engagement von *Big Brother*-Nutzern Behr und Kaiser (2000: 135-136).

651 Neben derartigen *Legitimationen durch Verachtung* (vgl. Keller 2003) sind etwa auch *Legitimationen durch Leistung* im Bezug auf den *Star-Star* denkbar.

652 Jurga (1995: 59). Vgl. auch Meyrowitz (1990a [1985]: 239). Zu stellvertretenden, gegen Stars als soziale Typen gerichtete Abneigungen vgl. empirisch am Beispiel von *Lindenstraße*-Nutzern Hepp (1995: 223).

653 Zu alternativen Erklärungen von Anti-Fantum vgl. etwa Gleich (1999: 157), der negative parasoziale Beziehungen aus einer „Ärgerlust“ heraus erklärt, die sich im Kontext eines ego-optimalen Selbst-Aktivierungs-Niveaus deuten lässt. Vgl. ebenso McFedries (2004: 145) zum Begriff des „irritainment“. Göttlich und Nieland (1998: 203-204) thematisieren die Verstärker-Funktion geteilter Abneigungen für den Aufbau sozialer Identitäts-Wahrnehmungen.

Stars und deren Fans weniger angreifbar als in den kaum Erfolg versprechenden Bemühungen, Alter verständlich zu machen, warum Ego mag, was Ego mag und Alter folglich Falsches mag.

Zweifelsohne variieren positiv wie negativ gerichtete affektive Investitionen von Star-Nutzern im Allgemeinen und Fans und Anti-Fans im Besonderen bezüglich ihrer Intensität bzw. ihres Ego-Involvements. Zwar ist der Fan verglichen mit dem nicht als Fan klassifizierten Star-Nutzer stärker involviert als dieser und verortet die Ego-Star-Relationierungen innerhalb seiner *matterings maps* an prominenterer Position. Dennoch misst nicht jeder Fan seiner Fan-Rolle die gleiche Bedeutung bei. Im Rahmen gemeinhin als populärkulturell klassifizierter Selektionsprozesse hat Abscheu zwar nicht Priorität, scheint aber, in Anbetracht der Angebots-Fülle, unvermeidlich.

Popkultur ist eine Wahlpflichtveranstaltung, an der es der Kultur-Anwender in Mediengesellschaften kaum vermeiden kann teilzunehmen. Die allgegenwärtige Konfrontation mit Medienangeboten und medialen Star-Entwürfen ruft zunächst affektiv erlebte Reaktionen des Ge- und Missfallens hervor, die es, zumindest bei entsprechendem Involvement, kognitiv-moralisch zu rechtfertigen gilt. Sind subjektabhängige ästhetische Kartographien erst einmal argumentativ plausibilisiert, kann man sich alltagspraktisch weiterer Kalkulationen weitgehend enthalten. Bestandteil von Geschmacks-Kartographien sind, insbesondere im Bezug auf Populäre Musik, auch affektiv intensive Selbst-Relationierungen in Form negativer Distinktions-Mechanismen: „In the rock and roll apparatus, you are not what you don't listen to (which is not necessarily the same as being what you do listen to).“⁶⁵⁴ Ego grenzt sich so popkulturell basiert ein und aus und konturiert damit vermittels ästhetischer Entscheidungen ein Selbst, das es gegen andere Selbsts mit abweichenden (ästhetischen) Konturierungen abzugrenzen gilt.

Wahrscheinlich hat man meist gar nicht allzu viel gegen die, die einen nicht verstehen – von denen man *meint*, dass sie einen nicht verstehen, weil sie nicht *hören*, was man hört –, man ist gleichwohl auf sie angewiesen, um am mahnenden Beispiel ihrer Unzulänglichkeit Ego wie Alter Ego als positives Selbstkonzept mit von Ego positiv bewerteten und von Alter idealiter positiv zu bewertenden Bewertungen zu demonstrieren. Je intensiver die Verachtung für popkulturelle Alternativ-Angebote, -Anwendungen und ihre Anwender, desto logischer scheint, dass gefallen muss, was Ego gefällt. Negativer Starkult – verstanden als intensiv negativ besetzte, wiederholte und identitäts-

654 Grossberg (1997b: 79). Vgl. auch Frith (1996: 15) sowie Boulding (1968: 147) zum „not-image“. Aus der Perspektive des Medien-Produzenten formuliert Moderator Niels Ruf: „Von gewissen Leuten gemocht zu werden, ist ja eventuell geschäftsschädigend und stellt eine Produktbeleidigung dar.“ (Ruf, zitiert nach Schmidt 2000: 17)

relevante parasoziale Bezugnahmen von Star-Nutzern und insbesondere Anti-Fans auf Stars – legitimiert so *en passant* positiv besetzte Geschmacks-Entscheidungen und immunisiert diese, zumindest für Ego, gegen Kritik.⁶⁵⁵ Die Abwertung kontingenter Geschmacks-Optionen pseudolegitimiert das ohnehin selbst-logisch erscheinende eigene Urteil in vermeintlicher bzw. subjektabhängiger Ermangelung adäquater Alternativen. Diese Argumentation trifft sich mit den Aussagen Pierre Bourdieus, der über Geschmack und Ablehnung schreibt:

„Die Geschmacksäußerungen und Neigungen (d. h. die zum Ausdruck gebrachten Vorlieben) sind die praktische Bestätigung einer unabwendbaren Differenz. Nicht zufällig behaupten sie sich dann, wenn sie sich rechtfertigen sollen, rein negativ, durch die Ablehnung und durch die Abhebung von anderen Geschmacksäußerungen.“⁶⁵⁶

Ego hat, so scheint es, geschmacklich keine Wahl. Die pauschale Abwertung aller Gegner der eigenen Geschmacks-Urteile greift potentieller Kritik durch die Illegitimation ihrer Urheber vor: Zur Plausibilisierung der eigenen *matterings maps* werden *Ingroup/Outgroup*- bzw. *Selbst/Fremd*-Differenzen generiert.⁶⁵⁷ Vermittelt über das kognitive Konzept *Star* entstehen parasoziale Bezugnahmen zweiter Ordnung zwischen Star-Nutzern bzw. Fans und Anti-Fans (ebenso wie zwischen Fans und Fans und Anti-Fans und Anti-Fans), die wiederum für die beteiligten Aktanten reflexiv identitätskonstruktiv bedeutsam sind. Wiederum wiegt die negativ besetzte Seite der Differenz zumindest argumentativ verhältnismäßig schwerer als die positive:

„[F]ans are less concerned to praise the authentic than to damn the inauthentic. Authenticity really only becomes an issue when it is absent. The most interesting social question is not why fans like what they like, but why they hate what they hate.“⁶⁵⁸

Oder, wie es Howard Bloom formuliert:

„Sie denken, Britney Spears sieht aus wie ein Sack Kartoffeln, den man in einer Mall vergessen hat? Ha! Dann sind Sie genauso abhängig von ihr wie ihre Fans. Sie definieren sich, die ganze Gesellschaft definiert sich über ihre Meinung zu Stars.“⁶⁵⁹

655 Vgl. zu Abneigung als intensiver parasozialer Emotion Wulff (1996: 176).

656 Bourdieu (1982: 105).

657 Vgl. zu Aggression als Angst-Kompensation Kübert und Neumann (1994: 24), Luger (1998: 75) und Weiß (1990: 124).

658 Tetzlaff (1994: 116).

659 Bloom im Interview mit Mocek (2004: 152).

Vergegenwärtigt man sich noch einmal die Funktion des Stars als transzendierender Hoffnungsträger und seine Bedeutung für das Selbst-Ideal und damit für das Selbst Egos, so erfüllt der Star im negativen Starkult eine analoge Funktion, jedoch mit umgekehrten Vorzeichen. In negativ besetzten parasozialen Bezugnahmen wird der abgelehnte Star zur Personifikation einer Ego-Anti-Utopie. Das ultimativ negativ gefärbte Bild des Stars bleibt zwar wie gesehen als Bestandteil eines Dissoziationsprozesses Teil der Einheit der Differenz *Assoziation/Dissoziation* und impliziert somit stets assoziative Anteile. Dennoch trägt der Star *ex negativo* zur Definition des Selbst-Ideals seiner Anti-Fans bei, indem diese in Unterscheidung von der durch den Star personifizierten Anti-Utopie ihres Selbst ein systemspezifisch ideales Selbst entwerfen können.

Star-Nutzer fokussieren in parasozialen Transzendierungs-Prozessen Identitätsaspekte, die im Sinne eines *Halo*-Effekts für die Gesamtbeurteilung und Image-Entwürfe des Stars und vor allem des vermeintlich *privat-privaten Star-Mensch* bedeutsam gemacht werden. Identitätskonstruktive Gewinne kann Ego in positiven wie negativen Star-Nutzungs- und -Bewertungs-Prozessen zumindest in dem Maße verbuchen, dass er sein zukünftiges Handeln entweder am Star als personifiziertem Selbst-Ideal positiv orientiert oder durch den Star personifizierte negativ besetzte Identitätsaspekte für Ego handelnd zu vermeiden sucht. In den Selbst-Darstellungen von Fans und Anti-Fans werden positive Relationierungen mit Stars als assoziierende *Basking*-Strategien – als ein Sich Sonnen im als erfolgreich bewerteten (fremd-referentiellen) Selbst-Konzept des Stars – beobachtbar, negativ besetzte Relationierungen als sogenanntes *Blasting* – als dissoziierende Verdammungs-Strategien oder „aktiver Abwärts-Vergleich“⁶⁶⁰.

Identitätsgewinn ist in diesem Sinne Orientierungsgewinn, insofern negativ besetzte parasoziale Bezugnahmen auf Stars von Ego zur Verdeutlichung eines selbstreferentiell negativ transzendenten Selbst bzw. zur Negativ-Distinktion des Selbst-Ideals herangezogen werden und somit als Selbst- wie Selbst-Ideal-Konturierungen Einfluss auf Egos zukünftige Handlungs-Entscheidungen haben. Der Star-Nutzer dynamisiert sein Selbst-Konzept unter anderem in seinen parasozialen Relationierungen mit dem Star als personifiziertem Selbst-Ideal wie Selbst-Mahnmal und positioniert sein Selbst so im Verhältnis zu medial präsentierten personifizierten Kultur-Anwendungs-Modellen. Parasoziale Bezugnahmen und Beziehungen, gleich welcher Bewertung, bilden somit in Mediengesellschaften einen normalen identitätskons-

660 Tedeschi/Madi/Lyakhovitzky (1998: 102). Vgl. zu *Basking* und *Blasting* ebd. (102-107), Mummendey (²1995: 145-147 und 171) und Schmiedke-Rindt (1998: 236).

truktiven Mechanismus, dessen Pathologisierung in negativ klischeehaften Fan-Beschreibungen hier bereits mehrfach beanstandet wurde.

6.4 DER FAN ALS WERTUNGSFIXIERTER STAR-NUTZER

„Der Fan galt und gilt somit stets als ein extremer Rezipient: als besessen, hysterisch und passiver Konsument wertloser Artefakte oder als aktiver, produktiver Rezipient, der sich das populärkulturelle Angebot kreativ zunutze macht.“⁶⁶¹

Wenn in den bisherigen Ausführungen überwiegend von Star-Nutzern und nur seltener von Fans und Anti-Fans die Rede war, korrespondierte diese terminologische Entscheidung mit der Annahme, dass für Fan und Anti-Fan als Spezifikationen des Star-Nutzers grundsätzliche Gemeinsamkeiten, etwa bezüglich parasozialer Bezugnahmeprozesse, unterstellt werden können. Star-Nutzer sind immer auch Medien-Nutzer – ebenso sind Medien-Nutzer immer auch Star-Nutzer –, weil Star-Nutzung Medien-Rezeptions- und -Nutzungs-Prozesse voraussetzt und vice versa, auf deren Basis mediale Star-Entwürfe parasozial angeeignet und identitätskonstruktiv funktionalisiert werden können. Im Gegensatz zum Fan-Begriff ist der Begriff des Star-Nutzers frei von kulturpessimistischen Altlasten, die in analytischen Beschreibungen von Fantum immer wieder Distanzierungen von Fanatismus-Klischees und *cultural dupism*-Annahmen notwendig werden lassen. Dennoch soll auf einige kurze Bemerkungen zum Fan im Kontext dieser Arbeit nicht verzichtet werden, die jedoch alle unter der Prämisse der Entpathologisierung des Fans und seiner Integration in ein Konzept des Star-Nutzers stehen sollen.

Ist einem an einer analytischen Differenzierung von Fans und nicht als Fans zu klassifizierenden Star-Nutzern gelegen, so lassen sich Fans zunächst als Star-Nutzer beschreiben, die in Star-Nutzungssituationen hoch involviert sind und deren hohes Star-Nutzungs-Involvement handlungspraktische Konsequenzen zeitigt und so als Kommunikation beobachtbar wird.⁶⁶² Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Involvement-Konstrukt in Kontexten der Medienwirkungsforschung findet sich bei Gregor Halff, der in Anlehnung an Herbert E. Krugman schließt, dass sich *high involvement*-Kommuni-

661 Göttlich und Krischke-Ramaswamy (2003: 168).

662 „Fans demonstrieren ihr Interesse an den Stars öffentlich [...] und sind daher die auffälligste Gruppe der Rezipienten Populärer Kultur.“ (Göttlich und Krischke-Ramaswamy 2003: 167-168) Vgl. auch Bielby/Harrington/Bielby (1999: 35) und Lewis (²2001 [1992]: 1).

kationssituationen durch eine „aktivere Selektivität“⁶⁶³ auszeichnen, die mit intentionaler Informationsverarbeitung einhergehe.⁶⁶⁴ Damit tendiert auch Halff in seiner Argumentation in Richtung einer kognitionslastigen Konzeptualisierung von Involvement, die den Involvement-Diskurs unverändert beherrscht.⁶⁶⁵

Fruchtbarer, nicht nur für den Kontext dieser Arbeit, scheint ein umfassenderes Involvement-Konzept, das dem Zusammenwirken kognitiver und affektiver Ich-Beteiligung Rechnung trägt. Im Anschluss an Schmidt lassen sich Kulturprogramm-Anwendungen von Aktanten auf eine subjektabhängige Mikro-Ebene egospezifischer Zweit-, Dritt- oder Mehr-Kodierungen herunterdeuten, innerhalb derer Anwender kulturprogrammlich bzw. kulturteilprogrammlich gebilligte Toleranzbereiche in Form affektiver, kognitiver und moralischer Besetzungs-Spielräume auch identitätskonstruktiv nutzen. Setzt man voraus, dass Kulturprogramm-Anwendungen von Aktanten egospezifisch und damit potentiell deviant ablaufen⁶⁶⁶ und setzt man darüber hinaus voraus, dass sich Subjektabhängigkeit auch und gerade in Form variabler affektiver Besetzungen manifestiert, wird eine affektive Erweiterung des kognitiven Involvement-Konzepts nicht nur im Kontext von Fantum unverzichtbar.⁶⁶⁷ Aktanten vermessen so in ihren subjektabhängigen Anwendungen kulturprogrammliche Freiheitsgrade auch und gerade in körpergebundenen und damit nur bedingt soziokulturell programmierbaren affektiven Bereichen.⁶⁶⁸

Wenn auch hier Fan-Handlungsweisen in Kontexte allgemein menschlicher Mechanismen von Identitätskonstruktion reintegriert werden sollen, unterscheidet sich der Fan tendenziell vom nicht fanspezifisch gebundenen Star-Nutzer in der Ausprägung und Gewichtung seiner Bewertungen des Stars. Fan ebenso wie Anti-Fan sind, wenn man so will, ‚wertungszugespitzte‘ Star-Nutzer, wobei Fantum an die Zentralität positiver Bewertungen des Stars, Anti-Fantum an die Zentralität negativer Bewertungen des Stars gebunden ist. Die Bewertungen des Stars sowie seine identitätsrelevanten Funktionalisierungen als Selbst-Ideal und Selbst-Mahnmal werden damit zum Angelpunkt

663 Halff (1998: 35).

664 Vgl. ebd. 35-36. Halff bezieht sich auf Krugman (1965) als Urheber eines kommunikationswissenschaftlichen Involvement-Konzepts.

665 Vgl. exemplarisch Cameron (1993), Donnerstag (1996) und Perse (1998). Perse (1998: 49) unterscheidet demgemäß zwischen kognitivem Involvement und affektiven Reaktionen auf den Inhalt des rezierten Medienangebots.

666 Vgl. Schmidt (2003b: 25) und (³2003: 137).

667 Die hier geführte Diskussion erinnert nicht zufällig an die Debatten um das medial gehypte Konzept der emotionalen Intelligenz (vgl. prominent Goleman 1997).

668 Vgl. zur Körpergebundenheit von Affekten Ciompi (⁵1998: 76-81) und (³2005 [1997]: 67).

von Fantum und Starkult. In ihnen wird einerseits soziokulturell orientiert über konkretes Startum und Nicht-Startum, aber auch Fantum und Nicht-Fantum entschieden, andererseits haben sie qua Reaktionen auf Stars als Anwendungsmodelle Einfluss auf kulturelle Abläufe und Veränderungen.

Als selbst ernannte Geschmacks-Experten fällen Fans Werturteile über Stars und andere Fans, deren Ego-Intrinsik in der Selbst-Wahrnehmung (anders als in der Fremd-Wahrnehmung!) zugunsten einer alternativlosen Pseudologik invisibilisiert werden muss⁶⁶⁹, um ego-relevante Bezugnahmen tragen zu können. Die überwiegend affektiven Bindungen von Fans bzw. Star-Nutzern an Stars basieren auf zunächst affektiv-averbal erlebten Selektions-Prozessen⁶⁷⁰ und werden sensu Grossberg retrospektiv durch die Konstruktion eines ideologischen Mehrwerts gerechtfertigt.⁶⁷¹ Dem Fan erscheint der eigene Geschmack unanfechtbar logisch, weil die Egospezifik seiner Unterscheidungen als *seiner* Unterscheidungen für ihn unhintergebar bleibt.⁶⁷² Der blinde Fleck der Fan-Unterscheidung ist affektiv und identitätskonstruktiv bedingt und wird ideologisch-argumentativ bzw. kognitiv-moralisch rechtfertigend bedacht. Das Konzept der *materring maps* fügt sich insofern in die Argumentation dieser Arbeit, als dass Grossberg nicht nur den identitätskonstruktiven Aspekt von parasozialen Fan-Star-Beziehungen betont, sondern weiter deren ideologisch-mehrwertige Legitimation in genrespezifischen und egoabhängigen Authentizitäts-Urteilen begründet: „Every fan – of whatever forms of popular culture – exists within a comparable ideology of authenticity, although the difference need not operate in just the same way, and the ideological grounds of authenticity may vary considerably.“⁶⁷³

669 Zur Ausblendung der Subjektabhängigkeit der Werturteile von Fans und Fantum als Expertentum vgl. Frith (1992) und Winter (1997: 43).

670 Vgl. Borris (1978: 27). Vgl. zur Affektgebundenheit von Fantum unter etymologischen Gesichtspunkten Göttlich und Kriskke-Ramaswamy (2003: 168). Vgl. zu Affekten als präverbalem Wahrnehmungsraster Kapitel 2.2.

671 Vgl. auch Shusterman (2003: 304) zur Interpretation von Vergnügen als kognitiven Erfahrungs- und Selbst-Erklärungen.

672 Als Beispiel eines neuen, reflektierten, postmodernen Fan-Typus nennt Holert (1999: 28) den Ich-Erzähler in von Stuckrad-Barres (1998) Roman *Soloalbum*: „Er verkörpert das Paradoxon des *reflektierten*, des *postmodernen* Fans, der über die üblichen Widersprüche einer Fan-Existenz informiert ist. Darüber, daß jeder Fan es mit vielen blinden Flecken zu tun hat: ihm selbst verborgenen Beweggründen, realitätsfremden Überhöhungen, sozialen Zwängen usw. Entweder diese Flecken bleiben blind, also unerkannt. Oder sie werden aktiv ignoriert: dann entsteht ein neues Verhältnis zur eigenen popkulturellen Existenz.“ [Hervorhebungen im Original, KK]

673 Grossberg (²2001 [1992]: 62).

Dies gilt gleichermaßen für die Abneigungen des Fans in Anti-Fan-Relationierungen wie für seine Präferenz-Strukturierungen als Fan.⁶⁷⁴ Für die wissenschaftliche Beobachtung und Erklärung von Fantum sind deshalb nicht nur Fan-, sondern auch Anti-Fan-Relationierungen entscheidend, weil sich Ego in unterschiedlich besetzten Bezugnahmen auf variate Alter – hier Stars und andere Star-Nutzer bzw. Fans und Anti-Fans – reflexiv konturiert.⁶⁷⁵ Erst die Bestimmung eines relevanten Außen ermöglicht positiv-distinktive Unterscheidungen einer selbst-relevanten Ingroup-Identität in Form einer parasozialen oder, etwa als Fanclub⁶⁷⁶, sozialen Fan-Gemeinschaft, in die sich Ego einordnet.⁶⁷⁷

Grossbergs *matting maps* bieten eine metaphorische Systematik egospezifischer Zweit-, Dritt- und Mehr-Kodierungen, in denen sich das Individuum sozusagen *en passant* und in Anwendung sozial und identitätskonstruktiv verortet und die wiederum in Wechselwirkung mit diesen Verortungen getroffen werden, die sie zugleich bestätigen. In Anlehnung an Grossberg können Fans als Star-Nutzer beschrieben werden, deren hohes Involvement in konkreten Star-Nutzungs-Situationen sich abstrakt in einer prominenten Verortung der Star-Fan-Relation innerhalb ihrer *matting maps* widerspiegelt.⁶⁷⁸ Auf dem sensu Grossberg zu konstruierenden ideologischen Mehrwert, der primär affektive Geschmacks-Unterscheidungen rechtfertigen soll, lastet demzufolge eine immense selbst-relevante Verantwortung in seinen Versuchen, Egos identitätsrelevante Geschmacks-Unterscheidungen möglichst unstrittig zu erklären. Dabei können selbst-verständlich für alle affektiv selbst-logisch erlebten Unterscheidungen kognitiv-moralische Selbst- wie Fremd-Erklärungen gefunden werden; es lassen sich also sensu Grossberg ideologische Mehrwerte konstruieren, die affektive Investitionen pseudolegitimieren, indem sie auf Mehrwertkonstrukte verweisen, die jeder ideologischen (kognitiv-moralischen) Herausforderung widerstehen, weil sie affektiv ins Leben gerufen wurden.⁶⁷⁹

Star-Nutzungs-Prozesse sind nicht zeitlich oder räumlich unmittelbar an Star- oder Medien-Rezeptions-Situationen gebunden⁶⁸⁰; kommunikative Beschäftigungen mit Stars in Form eines *Redens Über* lau-

674 Vgl. Frith (1996: 72-73).

675 Vgl. am Beispiel von Fans Populärer Musik Frith (1992) und (1996: 15).

676 Vgl. zu Fanclubs Haag (1997), Swoboda (1994: 61), Tennstedt (1979: 72-87) und Weyrauch (1997: 72-74).

677 Vgl. zu Unterscheidungen von Ingroup und Outgroup sozialpsychologisch Ellemers/van Rijswijk/Roefs/Simons (1997), Irlle (1975: 495-500) und Melcher (1996).

678 Zur freien Wählbarkeit der Fan-Rolle vgl. Baacke (²1970: 91-96), Faulstich (1978: 133) und Weyrauch (1997: 105-107).

679 Vgl. Grossberg (²1992: 164-165) und (²2001 [1992]: 60-61).

680 Vgl. Fritzsche (2003: 17-18) und Weiß (1990: 136).

fen zudem zu hohen Anteilen rezeptionsfern ab. Stars werden genutzt, wenn Stars in Star-Nutzungs-Prozessen kognitiv und/oder kommunikativ, grundsätzlich aber identitätskonstruktiv, *nützlich* gemacht werden. Dies geschieht wie gesehen grundsätzlich auf Basis medialer Star-Entwürfe, die in konkreten Star-Nutzungs-Operationen zwar kognitiv, nicht aber medial präsent sein müssen. Wiederholte, affektiv wie auch moralisch stark geladene und zentral gewichtete Bezugnahmen von Fans auf Stars führen für den Fan als Ego zu relativ beständigen und affektiv gefestigten Relationierungen Egos mit einem oder mehreren Stars, die bei Horton und Wohl als parasoziale Beziehungen beschrieben wurden. Diese Relationierungen besitzen für den Fan hohe Ego-Relevanz und sind, reflexiviert, auch für den bzw. die Stars in Form von eher abstrakten Bezugnahmen auf seine bzw. ihre Fans selbstrelevant. In Identitäts-Reflexivierungen verortet sich der Fan nicht nur in Relation zum Star als parasozialem Alter, sondern nimmt in parasozialen Bezugnahmen zweiter Ordnung, vermittelt über den Star als Teil der Unterscheidung *Ego/Star*, kognitiv wie kommunikativ auf andere Star-Nutzer bzw. Fans und Anti-Fans Bezug.⁶⁸¹

Beschäftigt man sich indes mit wissenschaftlichen wie alltagspraktischen Fan-Diskursen, sieht man sich zunächst mit einem beharrlichen Negativ-Bias konfrontiert, der sich in der Tendenz an Beschreibungen des Fans als entweder atomisiert-lobotomisiertem „obsessed individual“ oder als unmündigem und unvernünftigem Mitglied einer „hysterical crowd“⁶⁸² ablesen lässt. Fantum gilt als Jugend- und Pubertätsphänomen⁶⁸³, als Indiz ‚unfertiger‘ Identität⁶⁸⁴ und wird auch ansonsten tendenziell als Symptom eines psychosozialen und/oder intellektuellen Mangelsyndroms gedeutet.⁶⁸⁵

681 Vgl. zu parasozialen Fan-Fan-Beziehungen Frith (1992) und Winter (1997: 47).

682 Jenson (²2001 [1992]: 9).

683 Vgl. beispielhaft die empirischen Arbeiten von Weyrauch (1997) und Fritzsche (2003). Dass Fantum kein reines „Teenie-Fanomen“ (Weyrauch 1997) ist, belegen etwa die demographischen Nutzerstrukturen des volkstümlichen Schlagers (vgl. die qualitativen Analysen bei Grabowski 1999: v. a. 19-20), des *Grand Prix Eurovision* (vgl. die qualitativen Analysen bei Moser 1999: v. a. 45-46) oder zahlreicher *Yellow Press*-Zeitschriften, die sich zentral dem Kult um die Mitglieder internationaler Adelshäuser verschrieben haben.

684 Vgl. Jenson (²2001 [1992]: 16-18).

685 Vgl. zu Negativ-Darstellungen des Fans beispielhaft Heitmeyer (1988: 169), Kneif (1982: 22-23) und Tennstedt (1979: 62-66). Vgl. für Kritik an negativen Fan-Klischees, wie sie vor allem von Autoren mit *Cultural Studies*-Anbindung geübt wird, ebenfalls exemplarisch Fiske (1997) und (²2001 [1992]), Jenson (²2001 [1992]) und Winter (1997).

Stars sind für Fans generell nicht sich gegenseitig ausschließende Kategorien⁶⁸⁶, sondern werden in Abhängigkeit von ihren vorausgesetzten Relationierungen und stilistischen bzw. Genre-Anbindungen als kompatibel bzw. inkompatibel erlebt. Insbesondere in *Cultural Studies*-Kontexten finden sich Beschreibungs-Ansätze, die Fans nicht mehr als chronisch Andere, sondern als Rezipienten bzw. Nutzer mit überdurchschnittlichem Involvement und starker affektiver Nutzungskomponente gebunden an einen oder mehrere Star(s) einordnen⁶⁸⁷, als, wie es Florian Tennstedt beschreibt, „„treue[n] Kern‘ des Publikums““⁶⁸⁸ oder, sensu Udo Göttlich und Mohini Krishcke-Ramaswamy, als selbst ernannte „Rezeptions-Elite“⁶⁸⁹. Mit aktiven Handlungs-Aspekten von Fantum und der Produktivität von Fans haben sich vor allem im Kontext der *Cultural Studies* Autoren wie John Fiske⁶⁹⁰ oder im deutschsprachigen Raum Rainer Winter⁶⁹¹ beschäftigt. Als fantypisch häufig beobachtet werden zum einen Variationen eines Sammeleifers⁶⁹², der sensu Fiske auf die Anhäufung „inoffizielle[n] und populäre[n] kulturelle[n] Kapital[s]“⁶⁹³ abzielt, das sich materiell (Merchandising-Artikel, Presseberichte, CDs etc.), aber auch immateriell bzw. ideell in Form einer Steigerung des Wissens über den Star ausdrückt. Zum anderen finden sich zahlreiche Beschreibungen textueller Fan-Produktivität.

Fiske unterscheidet drei Formen der Produktivität von Fans.⁶⁹⁴ Unter *semiotischer Produktivität*, die er als charakteristisch für die Entstehung Populärer Kultur im Allgemeinen einordnet, fasst Fiske Generierungsprozesse sozialer Identität und sozialer Erfahrung, die auf massenkulturellen semiotischen Ressourcen basieren.⁶⁹⁵ Während semiotische Produktivität damit sensu Fiske im Wesentlichen innerlich bzw. kognitiv abläuft, beschreibt *enunziative Produktivität* Formen unvermittelter *Face-to-Face*-Kommunikation, in denen Bedeu-

686 Vgl. zur Möglichkeit multipler Star-Fan-Relationierungen Sommer (1997: 120).

687 Vgl. beispielhaft Brüdigam (2000), Fiske (1997: 67), Frith (1996: 48) und Winter (1997: 43).

688 Tennstedt (1979: 61).

689 Göttlich und Krishcke-Ramaswamy (2003: 168).

690 Vgl. Fiske (1997), (²2001 [1992]) und (2003 [1989]: v. a. 103-118).

691 Vgl. Winter (1991), (1993) und (1995).

692 Vgl. zu Sammeln als (Fan-)Handlungsweise Baudrillard (1991: 110-136), Haubl (2000: 31-35), Hickethier (1980), Moser (1999: 107-108) und Schmiedke-Rindt (1998: 253-255). Baudrillard (1991: 111) spricht für die Sammlungs-Objekte von einer „Abstraktion in der Leidenschaft“.

693 Fiske (1997: 57). Vgl. zum Begriff des kulturellen Kapitals ursprünglich Bourdieu (1982) und (1983).

694 Vgl. Fiske (²2001 [1992]: 37-42). Vgl. auch Longhurst (²1996: 235-236).

695 Vgl. Fiske (²2001 [1992]: 37).

tungs-Ergebnisse semiotischer Produktivität kontextgebunden mitgeteilt werden. Als Beispiele enunziativer Produktivität nennt Fiske neben Fan-Gesprächen nonverbale Kommunikationsformen wie fanspezifisches Styling, das sozial identitätskonstruktiv eingesetzt wird.⁶⁹⁶ Die *textuelle Produktivität* schließlich ist laut Fiske den künstlerischen Produktionen der offiziellen Kultur am ähnlichsten und umfasst textuelle Produktionen von Fans, die sich von den Produktionen der offiziellen Kultur primär durch ihre mangelnde ökonomische Rentabilität unterscheiden. Textuelle Fan-Produktionen sind ökonomisch und damit produktionstechnisch beschränkt und werden von diesen Beschränkungen in ihren Produktions-Ergebnissen beeinflusst. Fan-Texte zirkulieren für gewöhnlich nur innerhalb der spezifischen Fan-Gemeinschaft; Fanzines, Fan-Romane, -Videos oder -Songs werden nur selten außerhalb ihrer Entstehungs-Enklaven wahrgenommen.⁶⁹⁷ Während alternative Formen textueller Fan-Produktivität dementsprechend auch wissenschaftlich weitgehend unbeachtet bleiben⁶⁹⁸, finden sich zahlreiche wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Fanzine als prominentester textueller Fan-Produktionsform.⁶⁹⁹

Die Analysen Fiskes, empirische Arbeiten wie die Schmiedke-Rindts und wissenschaftliche Aufsatz-Sammlungen wie die Lisa A. Lewis⁷⁰⁰ oder Ullrichs und Schirdewahns⁷⁰¹ sind symptomatisch für eine vermehrte wissenschaftliche Beschäftigung mit den Phänomenen *Fantum* und *Starkult* in den letzten Jahren. Dass dabei als Anfangssetzung zunächst gewohnheitsmäßig mit fan-feindlichen und poppessimistischen Altlasten aufgeräumt wird (werden muss?), schmälert die maßgeblich *Cultural Studies*-Ansätzen zu verdankenden wissenschaftlichen Tendenzen zur Fan-Autonomisierung und -Aktivierung lediglich etwas. Die Normalität von *Fantum* bleibt indes, nicht nur unter Aspekten von Identitätskonstruktion, nach wie vor überwiegend unbeobachtet, weil der Schwerpunkt in Analysen des Fans unverändert auf seine Extremität – hier beschrieben als ‚Wertungs-Zugespitztheit‘ – gesetzt wird und nicht deviante Aspekte seines Handelns dementsprechend häufig vernachlässigt werden.

696 Ebd.: 37-39.

697 Ebd.: 39-40.

698 Vgl. als Ausnahmen etwa Heck (1997) zu Electronic-Zines und Keller (2000) zu Hate-Pages als textuellen Produktionen von Anti-Fans.

699 Vgl. zu Fanzines Bilber (1997), Dembowski (1998), Fenster (1993), Husslein (1995) und Thieme (1994) sowie insbesondere die Beiträge in Neumann (Hrsg.) (1997) und (1999).

700 Vgl. Lewis (Hrsg.) (2001 [1992]).

701 Vgl. Ullrich und Schirdewahn (Hrsg.) (2002).

6.5 FAZIT *STAR-NUTZUNGEN*

Mediale Star-Entwürfe werden nur dann in Bezugnahmen von Star-Nutzern sozial beglaubigt und damit zu Beschreibungen von sozial approbiertem Startum, wenn eine möglichst große Anzahl von Nutzern durch sie kognitiv, affektiv und moralisch in Schwingung versetzt und somit zu Aufmerksamkeitsfokussierungen veranlasst wird. Trotz medial modifizierter Reflexivitätsschleifen sind Star- und Star-Nutzer-Identität wechselseitig konstitutiv, weil in ihrer Rollenkomplementarität auf Mechanismen reflexiver Wahrnehmung angewiesen. Ego platziert sein Selbst in konkreten Unterscheidungen der Differenz *Ego/Star*, die zwar nicht immer zur Selbst-Zufriedenheit Egos beschrieben werden, gleichwohl für Ego immer identitätskonstruktiv nutzbar sind. In Anlehnung an Bloch und dessen Erweiterungen durch Eckert wurden hier zwei selbstreferentielle Formen von Transzendierungs-Prozessen im Bezug auf Stars beschrieben, die als positive und negative Relationierungsoption die Endpunkte eines Kontinuums wertender Bezugnahmen auf den Star darstellen.

Einerseits konkretisiert Ego Hoffnung als transzendierenden Erwartungsaffekt in Bezugnahmen auf Stars, die der Veranschaulichung des Selbst-Ideals Egos dienen und damit dem parasozialen Vergleich dessen, was Ego ist, mit dem, was Ego sein könnte. In Unterscheidungen der Differenz *Ego/Star* begegnet Ego personifiziert Immanenz und selbstreferentieller Transzendenz in der fremdreferentiellen Gestalt des Stars. Positiv besetzte parasoziale Bezugnahmen auf Stars stellen somit eine personalisierte Form des selbstreferentiellen Transzendierens dar, in der Star-Nutzer ihr Selbst parasozial hoffend zukunftsgerichtet konturieren. Auch in seiner Funktionalisierung als transzendenter Hoffnungsträger bleibt der Star Teil subjektabhängig entworfener Außerweltlichkeit: Transzendenz wird kategorisch vom Wirklichkeitsmodell getragen; jeder transzendente Hoffnungsträger ist folglich zugleich transzendierender Hoffnungsträger als eine von Ego entworfene Transzendenz-Personalisierung.

In diametralem Gegensatz zum Star als transzendierendem Hoffnungsträger tritt der Star in negativen Starkult- bzw. Star-Nutzungs-Prozessen als Selbst-Mahnmal oder Anti-Utopie Egos an und illudiert so personifiziert Egos Selbst-Befürchtungen. Auch in seinen negativ besetzten parasozialen Bezugnahmen transzendiert Ego sein Selbst interpersonal Bezug nehmend, nun jedoch in für das Selbst bedrohlicher Richtung, so dass dem positiv transzendierenden Selbst-Ideal ein negativ transzendierendes antiutopisches Selbst-Szenario entgegengesetzt wird. In der Unterscheidung von der im Star personifizierten Anti-Utopie seines Selbst entwirft Ego ein positiv selbstreferentiell transzendentes Selbst, so dass der abgelehnte Star *ex negativo* zur Definition des Ich-Ideals seines Nutzers respektive Anti-Fans bei-

trägt. Positiv wie negativ besetzte Star-Nutzungen bilden identitätsunterscheidende Formen selbstreferentiellen Transzendierens, die in Gestalt parasozialer Bezugnahmen subjektabhängig ablaufen und sich in Anwendungen der Differenz *Ego/Star* konstituieren.

Bereinigt man den Starkult-Begriff von Klischees des Fanatismus und *cultural dupism*, bezeichnet Starkult wiederholte, affektiv und moralisch intensiv besetzte und zentral gewichtete Bezugnahmen von Medien- und Star-Nutzern (insbesondere Fans und Anti-Fans) auf Stars: Der Star wird zum Star durch seine identitätskonstruktiven Funktionalisierungen in Unterscheidungen der Differenz *Ego/Star* und deren starke, vor allem affektive Besetzungen und Gewichtungen. In ihren medialen Darstellungen und Selbst-Darstellungen verkörpern Stars personalisierte kulturelle Anwendungsmodelle, zu denen sich der Star-Nutzer als Ego positionieren kann. In der parasozialen Bezugnahme auf Stars und deren (Anwendungs-)Stile konturiert sich Ego relationierend und entwirft damit für sich und andere sein Selbst inklusive der ihn beschreibenden, nicht nur ästhetischen Präferenzen und Aversionen.

Die parasozialen Selbst-Verortungen Egos sind zwar einerseits, wie schon von Horton und Wohl bemerkt, mit seinen sozialen Selbst-Verortungen vergleichbar, unterscheiden sich aber zwangsläufig von diesen basierend auf der Besonderheit parasozialer Reflexivität. Wenn auch Parasozialität nicht einseitig funktioniert, verfügen Star und Star-Nutzer aufgrund medialer Berichterstattungsgewohnheiten über wechselseitig nicht vergleichbare Informationsbestände über einander, die stets den Star ‚informationell beleuchten‘ und den Star-Nutzer verhältnismäßig im Berichterstattungs-Dunkeln belassen. Parasoziale Relationierungen indes sind ausgehend von einer vergleichbaren Informiertheit über Stars in Mediengesellschaften kommunikativ diskutier- und vergleichbar, erlauben also, leichter als Auseinandersetzungen mit spezifischen Ko-Aktanten der eigenen Nah-Umwelt, kommunikative Bezugnahmen auf gemeinsam voraussetzbare Aktanten als Relationierungs-Anker: Stars werden in Mediengesellschaften kollektiv gewusst.

Ego-Star-Relationierungen dynamisieren einerseits Selbst- und Fremd-Bezugnahmen auf Basis medialer Star-Darstellungen in popkulturell verkürzten Verwertungszyklen. Andererseits erlauben Bezugnahmen auf Stars gerade in der sicheren Unbeständigkeit Populärer Kultur kognitive wie kommunikative Selbst- wie Fremd-Fixierungen, indem die popkulturelle Maschinerie quasi in ihrer spezifischen Ego-Star-Relationierung wertend verlangsamt wird. Stars machen Populäre Kultur exemplarisch personifiziert sichtbar, und während Populäre Kultur als Programm wie gesehen zunächst primär einschließt, konturieren sich Identität wie Populäre Kultur ein- wie ausschließend in spezifischen Ablehnungen und Befürwortungen von und durch Aktanten. Indem Ego sich oder Alter zu einem Star als personalisier-

tem Kultur-Anwendungs-Modell in Beziehung setzt, unterbricht er in seiner Verknüpfung synchron die Dynamik fließender Identitäts-Angebote mit Selbst- und Fremd-Verortungsgewinn. Vermittelt über die Identitäts-Differenz *Ego/Star* werden, etwa in parasozialen Bezugnahmen zweiter Ordnung, auch identitäts-triferente Alter-Verortungen als Unterscheidungen von *Ego/Star/Alter* möglich.⁷⁰²

Populäre Kultur als hoch dynamisches Teilkulturprogramm wiederum braucht Bezug nehmende Unterbrechungen durch Aktanten, um bedeutungstragend werden zu können. Die selbstrelevanten popkulturellen Aus- und Einsortierungen von Popkultur-Anwendern respektive Star-Nutzern halten Identität im Fluss, während sie sich selbst in ihren Unterscheidungen ebenso dynamisieren – etwa im Vergleich mit dem Star als transzendierendem Hoffnungsträger oder Selbst-Mahnmal – wie fixieren. Zugleich halten Popkultur-Anwender bzw. Star-Nutzer Populäre Kultur im Fluss, wenn sie in kollektiven Orientierungsprozessen darüber entscheiden, was weiterhin Populäre Kultur sein und nicht sein soll.

Indem Popkultur-Anwender unter anderem in ihrer Nutzung von Stars popkulturelle Spielräume zur Festlegung von Identität nutzen, kontextualisieren sie Identität popkulturell und identifizieren zugleich Populäre Kultur als solche. Somit haben Entscheidungen über Star und Nicht-Star ebenso wie Bewertungen spezifischer Star-Modelle – und damit Kultur-Anwendungs-Modelle – Einfluss auf kulturelle und hier vor allem popkulturelle Lernprozesse und Dynamisierungen, die nur in der Summe ihrer Anwendungen in Bewegung bleiben können. Dabei scheint es naheliegend, dass Fans und Anti-Fans als popkulturell hoch involvierten ‚wertungszugespitzten‘ Star-Nutzern eine besondere Bedeutung im Rahmen populärkultureller Dynamisierungsprozesse zukommt.

702 Vgl. Jünger (2002: 30-32) zur beobachtungstheoretischen Umstellung von Differenz auf Triferenz als reflexiver Differenzierung.